This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

29,199

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

Yz 27/5 18 H. 40

Ein Schauſpielerleben

Hans Dimmel
Rostock
Juni 1918.

Fritz v. Uhde

Der Schauſpieler Alois Wohlmuth

Mit Genehmigung der Photogr. Geſellſchaft Berlin-Charlottenburg 9

Ein Schauſpielerleben

Ungeſchminkte
Selbſtſchilderungen

von

Alois Wohlmuth

Verlag Parcus & Co., München

By

832
W846
13

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Verlag Parcus & Co.
München 1918

1109290-328

Franz von Defregger

und

Eduard Thöny

herzlich getreu.

Wer lange lebt, kann viel erfahren.

(Goethe.)

Nicht ſelten wird die Frage aufgeworfen, ob einem jeden das Recht zuzugeſtehen ſei, ſein Leben zu ſchildern. Mehr ſage ich: Sofern es nicht mit den Worten, die Gellert ſeinem „Greiſe“ widmet: „Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb“ – erſchöpfend charakteriſiert iſt, ſo iſt es ſeine Pflicht! Denn jede Erdenpilgerung erweiſt Erſcheinungen von allgemeinem Intereſſe, ſofern ſie in ihren Hauptzügen wahrheitsgetreu abgeſchrieben wird. Dies aber ſoll hier, wie es ſchon der Titel des Buches ankündigt, unbedingt, ja rückſichtslos geſchehen.

Das erſte Bild, das aus Schleiern und Nebeln der Vergangenheit aufſteigend ſich mir zeigt — denn bei allem Zurückgrübeln finde ich nichts, was dahinter läge —, iſt eine große Schüſſel mit „Indianern“, auch „Mohrenköpfe“ oder „Luccaaugen“ genannt. Meine Mutter ſaß mit ihrer Schweſter am Kaffeetiſch, auf welchem das Indianerlager ſich befand, und die beiden, die Bierbrauersgattin und die Schafwollwarenerzeugersgemahlin, hatten ſich viel zu erzählen von dem Jammer und Elend des irdiſchen Daſeins. Ich aber ſtand in einem Winkel, ſah mit ſehnſuchtsvoller Andacht den Himmel voll Schaum und Schokolade vor mir offen und begriff dieſe Welt nicht — — —. Wie vermochte man von Unglück zu ſprechen, wo das Glück mit einem Griff zu erreichen und in den Mund zu ſtecken war! — Nicht nur Träume, wie der böſe Franz Moor meint, nein, auch Erinnerungen kommen manchmal aus dem Bauch. — Im Mittelpunkt des zweiten Erlebniſſes, deſſen ich mich entſinnen kann, ſteht eine grüne Birne. — Die Situation war nicht ganz undramatiſch. Neben unſerem Hauſe (in der Straßengaſſe der Vorſtadt Alt-Brünn) hatte eine Obſtfrau ihren ärmlichen Stand aufgeſchlagen. Auch Birnen bot ſie feil, das Häuflein für einen alten Kreuzer. Ach, nur eine davon, eine einzige — mir lief das Waſſer im Munde zuſammen! Mein um ein Jahr älterer Bruder ſah meine Lüſternheit,

und ſein wahrhaft goldenes Herz faßte einen kühnen Entſchluß: In der Abenddämmerung ſchlich er ſich zu den Birnen, ſtibitzte von dem Verkaufstiſch eine der erſehnten Früchte und brachte ſie mir triumphierend. Aber die Erinnye folgte dem Schuldigen, nämlich die keifende Obſtlerin, welche den Dieb in einem von uns beiden erkannt zu haben glaubte. Die Straßengaſſe ſtand in dem Ruf, die böſeſten Weiber Europas zu beſitzen; man kann ſich danach vorſtellen, mit welchem Geſchimpfe die Beraubte zu meiner Mutter geſtürzt kam. Die Frau Bierbrauerin behandelte die Sache mit magiſtraler Würde: Da mein Bruder leugnete, faßte ſie ihre beiden Söhne bei der Hand, wie Schillers Iſabella den Manuel und Cäſar, und führte uns vor die Anklägerin, die ununterbrochen tobte, wie Frau Schnips vor der Himmelstüre, mit der Aufforderung, den Miſſetäter zu bezeichnen. Die Keifende ließ ihre Triefäuglein nicht lange ſchweifen und kreiſchte, auf mich deutend: „Der Garſchtige war's!“ Welch angenehmer Geleitsbrief durchs Leben ein hübſches Geſicht ſei, ſchon damals mußte ich es deutlich und handgreiflich erfahren. — Man hielt mich für ein heikles Pflänzchen und brachte mich darum aufs Land zu meiner guten Großmutter nach Steinitz (einem kleinen Dorf nahe dem berühmten Auſterlitz), wo meine Großeltern die k. k. Poſthalterei in Pacht hatten. Ich ſehe es vor mir, das zarte Weiblein mit den frommgütigen Augen, dem wie bräunlich getönten, ſchmalen Geſicht, mit ſo vielen Falten wie eine moderne „Stuartkrauſe“, dem lächelnd gekniffenen Mund, aus dem nie das kurze, hölzerne Tabakspfeifchen kam. Sie hatte mich ſehr lieb; ich erinnere mich, wie

ſie mich, da ich einen Kinderausſchlag hatte, zu ſich ins Bett nahm und mir gütig zuredend die Nächte durch meine Hände hielt, damit ich nicht an mir herumreibe. Endlich ſollte ich doch nach Brünn zurück. Meine Großmutter brachte mich ſelbſt zur Stadt. Man wußte, wie ich an ihr hing, und daß ich mich bei ihrer Abreiſe an ihre Röcke klammern würde. Darum griff man zu einer Liſt und ſetzte mich, als die Steinitzer Pferde vor den Wagen geſpannt wurden, zwiſchen einen Hügel von Kuchen und Spielzeug. Aber — ich weiß nicht, was es war — da war etwas nicht, wie es ſein ſollte — — —. Ich wurde aufmerkſam, ſtutzte — und begriff! Auf, weg von der zuck'rigen und lackierten Herrlichkeit — aus dem Zimmer, ohne Hut, die Treppe hinab, aus dem offenen Hoftor auf die Straße, dem Wagen nach. Er war in eine Staubwolke gehüllt und bog ſchon in eine Seitenſtraße ein. Doch ich, nicht aufzuhalten, nach der alten Kaleſche, bis ich ſie mit dem Inſtinkt der Liebe, der die Beinchen beflügelte, erreicht hatte. Und nun empor zu der geliebten Frau, die mich gerührt an ihr Herz nahm. — Als ich dann, ſechs Jahre alt, doch zurück mußte ins Elternhaus, war der Pferdeſtall meines Vaters meine Welt. Wurde ich verfolgt von Groß oder Klein — huſch unter die Bäuche der Roſſe, wohin mir keiner zu folgen wagte. Gerne ſchwang ich mich auch auf einen breiten, ſchweren Gaul, berufen, Fäſſer zu ſchleppen, und — ritt aus, zigeunerkeck, ohne Sattel. — Indeſſ', einmal ſollte mir das ſchlimm bekommen. Die Gaſſenjungen der Straßengaſſe dachten ſich: Wart' nur, Bourgeois-Lausbub, wir werden dir deine junkerlichen Paſſionen verleiden.

Johlend ſammelten ſie ſich und warfen von allen Seiten Steine nach dem Biergaul. „Es kann der Beſte nicht im Frieden bleiben“, und das ſanfte Tier gab ſich in einen frechen Galopp. Eine Weile hielt ich mich an der Mähne feſt, glitt aber dann über den Kopf des Pferdes zur Erde. Sofort hielt mein Freund wie eine Mauer, um zu verhüten, daß ich mich beſchädige. Mit geſenkten Ohren ſchritten wir darauf zu zweit dem Hoftor und Stalle zu.

Die ſchöne Stadt Brünn, jetzt modern gelichtet, hatte zu jener Zeit etwas Mittelalterlich-Düſteres, ſchier Atembeklemmendes; denn noch war ſie an mehreren Seiten von ſteilen Wänden und Schanzen umgeben, in denen eiſenbeſchlagene Holztore in ſchweren Angeln ächzten. Im Frühling des Jahres 1854 legte ſie großen Staat an: Der junge Kaiſer Franz Joſeph, kaum angehaucht vom erſten Bartflaum, hatte die ideal ſchöne bayeriſche Prinzeſſin Eliſabeth geheiratet und zeigte ſich mit ſeinem Engel aus München ſeinen Provinzialhauptſtädten. Ich durfte aus einem gemieteten, teppichgeſchmückten Fenſter der „innern Stadt“ den Einzug mit anſehen und war ſchrecklich geſpannt: ein Kaiſer, ſo ganz etwas anderes als andere Leute, muß ſich auch, war meine Logik mit meinen ſechs Jahren, durch irgend etwas Apartes auszeichnen, zum Beiſpiel: drei Hände haben, oder wenigſtens ſechs Finger an der Rechten. Nichts von all dem war der Fall, und ich kam demnach nicht auf meine Rechnung. Mit ſieben Jahren alſo war ich bereits ſo etwas wie ein Republikaner, und bald darauf wurde aus dem frommen Steinitzer Knaben noch dazu ein frecher Atheiſt. Auch hiebei vollzog ſich meine ſeeliſche Umkrempelung im

Handumdrehen. Es flößte mir ungeheuren Reſpekt ein — eine Schweſter meiner Mutter hatte geheiratet —, wie Zeremonie und Gemurmel des Geiſtlichen ein Haus mit Kindern füllen könne. Donnerwetter, dachte ich: das iſt eine Sache! Mit dem Augenblick aber, da mir ein Geſpiele den großen Witz des Schöpfers, über den ſeine eigenen Engelamoretten im Himmel kichern mögen, erklärte, gingen mir die Augen auf, wie den großen Kindern im Paradies, und aus dem Beter und Fanatiker wurde zum Entſetzen der Umgebung ein böſer Leugner. Als bei Ausbruch des öſterreichiſch-italieniſchen Krieges 1859 alle Kirchenglocken zum Gebete riefen, machte ich einem Erwachſenen gegenüber die altkluge Bemerkung: „Wenn ſie ſtatt der Bimmelei lieber dort unten keine Dummheiten machten.“

Ein ſechzehnjähriger Koſtgänger am Tiſche meiner Eltern nahm mich, den Achtjährigen, mit ins Stadttheater auf die „offene“ Galerie, wo wir beide für elf Kreuzer aus meiner Sparkaſſe „Hamlet“ ſahen. Wie bei dem Nürnberger Sprungfederkrampus durch einen Druck der Deckel eines Käſtchens aufklappt und der Schwarze mit eins emporſchnellt, ſo an jenem Abend der Theaterteufel aus meiner Seele; verworrenes Ahnen, dumpfe Inſtinkte brodelten in meinem Innern. — Vorbei für mich waren von Stund' an Ballſpiel, Tanz, Prügeleien, kurz alle Zerſtreuungen der Kindheit — ja die Kindheit ſelbſt! Zu Hauſe, in der Schule, auf einſamen Spaziergängen monologiſierte ich, was mein Gedächtnis an jenem Schickſalsabende behalten. So zwar, daß Mitſchüler meinen Bruder fragten: „Kappelt's bei ihm? Er red't immer mit ſich ſelber?“ Es

gibt eine Wunderblume, die Jucca grandiflora, welche alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich aber zählte zu einem noch selteneren Naturwunder: meine ersten Reime galten weder schwarzen noch blonden Mädchenlocken — sondern Hamlet. Ich sang:

„In schwarzer Hülle angetan,
Wie staune ich Dich Hamlet an."

Die zweite Offenbarung für mich an derselben Stätte war „Fiesco": „Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt!" — heißt es im zweiten „Faust". Die Stehgalerie, der höchstgelegene Platz im Stadttheater, war für mich der höchste in der Welt überhaupt. Die längsten Stücke waren mir die liebsten. Zum Beispiel: „Die Armen von Paris". Fünf Akte und ein Vor- und Nachspiel: Ich addierte sieben Akte: ich mußte das Stück sehen. Nach dem Nachspiel im Theater gab es dann ein zweites für mich zu Hause: nämlich Ohrfeigen!" — Denn nicht auf rechtlichem Wege hatte ich die olympischen Höhen erstiegen: entweder ich stahl das Geld dazu aus dem Scheingroschenkörbchen meiner Mutter, oder ich stahl mich ohne Eintrittskarte — bei den Phrenologen gilt ja dieselbe Vertiefung am Scheitel des Schädels zugleich für Diebs- und Schauspielertalent — am alten Billetteur vorbei auf die „Offene". Manchmal erbettelte ich mir die paar Kreuzer von einer Schwester meiner Mutter. Aber Tante Pepi wohnte weit, am anderen Ende der Stadt. Ein unbemerktes Sichdrücken für so lange Zeit war ausgeschlossen. Doch halt — so geht's! Man gibt vor, wegen eines hohlen Zahnes zu den „Barmherzigen

Brüdern“ gehen zu müſſen, läßt ſich zum Beweis, daß man nicht geſchwindelt, eine Wurzel in ſtummer Begeiſterung wirklich ziehen, und da man zu Hauſe ja alles mit dem langen Warten auf den Pater Zahnarzt motivieren kann, ſo bleibt Zeit genug, die Finanzoperation bei der Gönnerin auszuführen. Es iſt nicht zu ſagen, was für byzantiniſche Schmeichelkünſte ich anwendete, um die paar Kreuzer von der guten Tante zu erpreſſen. Ich holte ein Polſter herbei, damit ſie bequemer ſitze, einen Schemel für ihre Füße, küßte ihre Hände, erfand die ſüßeſten Verkleinerungsworte und verſprach, ſpäter eine ihrer Töchter zur Frau zu nehmen, ohne eine weitere Mitgift als die neun oder zehn Kreuzer für die Stehgalerie. — Der plötzliche Gedanke, ich könnte mit meinen Geſchwiſtern wohl ſelbſt Theaterſtücke aufführen, war für mich ſo etwas wie für den Erfinder der Moment, da in ſeinem Gehirn die offenbarende Idee aufblitzt. Der ländliche, mit Moos überwucherten Schindeln gedeckte, niedere Heuſchober war unſere Probebühne und mußte per Leiter erklommen werden. In das Rembrandtſche Halbdunkel dieſes Raumes ſchleppten wir nun aus allen Winkeln und Schlupfen des Hauſes geliehenen, erbettelten, geſtohlenen Trödel. Gewöhnlich gab auch ein markantes Requiſit Anſtoß zur Einſtudierung eines Stückes. Ein Plättbrett! Was fehlte da noch, um den „Fiesco“ zur Aufführung zu bringen? Sah ich nicht im Stadttheater, wie Verina den Diktator von einem Brett ins Meer warf? — Ein langes Küchenmeſſer! Wie hätten wir da zögern ſollen, das Drama des blutdürſtigen Shylock zu geben? — Eine dreiteilige, „ſpaniſche Wand“ aber

weckte in mir den dramatiſchen Dichter und gebar meine Tragödie „Der Gefangene“. Die Titelrolle fiel einem jüngeren Schweſterchen zu. Wir ſteckten das Mädchen in „Schlangenhoſen“ (ein Knabenkleid, großzügig aus einem Stück geſchnitten und aus Verdauungsrückſichten hinten knöpfbar) und legten es in Eiſen; d. h. wir feſſelten die Hände des reizenden Rotköpfchens mit Papierketten, einem der ſtolzeſten Stücke unſeres theatraliſchen fundus instructus. Das Dekorationsſtück wurde ſo geſtellt, daß es die Kleine völlig einſchloß. Darauf trat ich mit einem Nürnberger Gewehr vor die Zitadelle und hielt Wache. Ich klagte über Liebesſchmerzen und bejammerte die Pflicht, auf meinem Poſten ausharren zu müſſen, dieweil die Geliebte mit offenen Armen meiner warte. Liebe und Pflicht — der Leſer errät den tragiſchen Konflikt! Eine andere Schweſter (die 20 Jahre ſpäter Eduard Hanslick zu ſeiner Frau machte) hatte eine ſehr ſympathiſche Stimme und unſerer Gouvernante einige italieniſche Volkslieder abgelauſcht. Ich wäre ein ſchlechter Dramaturg geweſen, hätte ich dieſen günſtigen Umſtand unausgenützt gelaſſen. Die Sängerin mußte hinter den Kuliſſen, welche wir einfach durch ein über einen langen Beſenſtiel geworfenes, geblumtes Kaffeetiſchtuch gebildet hatten, eines ihrer Lieder ertönen laſſen. Allerdings mit einer kleinen Textveränderung von mir: ſtatt „Lucia cara, Lucia bella“ ſang ſie meinen Namen „Luigi caro, Luigi bello“. Natürlich vermochte Luigi nicht zu widerſtehen, warf die Flinte ins Heu und ſich ſelbſt in die Arme der Nachtigall hinter dem Kaffeetuch. Jetzt ſchob die ahnungsvolle Schlangenhoſe einen Flügel der „Spa-

niſchen" zurück, ſprengte Riegel und Ketten und entlief. Aber wehe! ein jüngerer Bruder als „Hauptmann" betrat die Szene! Seine Würde markierte ein Schiffhut aus blauem Zuckerhutpapier, verſehen mit einem Federbuſch aus Fidibuſſen, geſtohlen vom Schreibtiſch meines Vaters. Schon im Auftreten hatte der Krieger zu rufen: „Ha, der Gefangene iſt entflohen". Wohl kehrte ich jetzt wieder zurück auf den verlaſſenen Poſten. Doch zu ſpät! Seine Geſtrengen donnerte: „Du biſt des Todes!" Er winkte hinter die Kuliſſe, wie Geßler ſeinen Reiſigen. Und hervor trat mein jüngſtes Schweſterchen — ein rechter Plumpſack mit einem ſchnurrigen, klugen Vollmondgeſichtchen, in dem ſich zwiſchen Polſterbacken ein keckes Stumpfnäschen eingeniſtet. Der Hauptmann raffte nun das Gewehr auf, das ich zuvor — nicht allein des theatraliſchen Effektes wegen, ſondern auch, weil wir kein zweites in unſerer Rüſtkammer beſaßen — von mir geworfen, und überreichte es der drei Käſe hohen Dicklichkeit. Dies gab mir Zeit, der Geliebten, welche mir gefolgt war, zuzurufen: „Weib meiner Seele, räche mich", und ihr heimlich einen „Dolch" in die Hand zu drücken. „Angelegt!" kommandierte der grimmige Zuckerhut, und der bewaffnete Däumling, unaufhörlich über einen ihm umgehangenen grauen Mantel ſtolpernd, gehorchte. Bei dem zweiten Kommandoruf: „Feuer!" hatte eine dritte Schweſter hinter der Szene in die Hände zu klatſchen, um den Knall aus dem tödlichen Feuerrohr zu markieren. Damit fiel der Held maustot zu Boden. Jetzt hob die Geliebte den rächenden Stahl aus Holz, und mit den Worten: „Du haſt meinen Luigi getötet, ſtirb Barbar!" durchſtach ſie die böſe Fidibus-

Charge, die alsbald dalag, wie ein Käfer, der sich tot stellt. — Eine Münchner Theaterabonnentin erklärte mir einmal: „Wissen Sie, bei Trauerspielen gehe ich immer schon nach der zweiten Leich". Bei diesem Prinzip hätte sie nie die ganze reinigende Größe meiner Tragödie genossen: nicht umsonst hatte ich die letzte Szene im Hamlet gesehen: noch mehr Leichen! „Da mein Geliebter tot ist, mag ich auch nicht mehr leben!" rief die Sängerin und senkte sich die noch von Blut dampfende Waffe in die Brust. Als nun die graue Mantelmotte uns alle auf der Erde liegen sah, meinte sie, das gehöre so zur Sache und legte sich zum größten Entsetzen des Dichter-Regisseurs zu den übrigen. Da einige Kinder aus der Nachbarschaft im Proszenium des Heubodens als Zuschauer figurierten, geriet ich ob der Blamage in hellste Wut, stieß — tot wie ich war — die extemporierte Leiche solange mit den Füßen, bis sie gleich einem Stehaufmännchen emporschnellte und zur Mutter flüchtete, um Drama und Dramaturgen heulend zu denunzieren.

Ganz Oesterreich war damals — in den sechziger Jahren — noch deutsch, und blieb es auch trotz geringer Konzessionen, die man, seit Palacki sein (übrigens deutsch geschriebenes) Monumentalwerk „Die Geschichte Böhmens" erscheinen ließ — den slawischen Stämmen gewährte. Ich erinnere mich, daß man der Jugend Anekdoten von Josef II. und Friedrich II. durcheinander erzählte, unterschiedlos, als von zwei großen, deutschen Monarchen. Erst nach 1866 und 1870/71, da der deutsche Kaiser nicht mehr in Wien, sondern in Berlin saß, gelang es den tschechischen Ellenbogen, die Konsequenz

daraus zu ziehen und ihre nationalen Führer präsentierten Oesterreich aus alten Archiven stammende, vergilbte Rechnungen, auf denen sie zäh bestanden wie Shylock auf seinem Schein. In den Gymnasien und Realschulen genügte für die tschechische Sprache eine einzige Stunde in der Woche, und auch die war — wenn ich mich recht erinnere — nicht obligatorisch. In meiner Klasse gab sie ein kleines, eitles Tölpelchen, das beständig hin und her lief und unaufhörlich mit dem Taschentuche seine gänzlich staublosen Lackstiefeln abklopfte; es waren seine einzigen Glanzlichter, auf die er aufmerksam machen wollte. Im übrigen hatten wir ausgezeichnete Lehrer, zumeist Väter des Augustinerklosters, das in seinen gotischen Räumen bedeutende Männer (berühmte Dichter, Gelehrte, Musiker) beherbergte. Nicht aus dem Kloster stammte der Herr Katechet. Ein stramm-feister Goliath, der die christliche Demut, die er lehrte, dadurch illustrierte, daß er uns ein über das andere Mal zurief: „Ihr seid nicht wert, den Staub unter meinen Füßen zu küssen!“ — Aber trotz der trefflichen, wohlwollenden Schwarzröcke blieb ich ein miserabler Schüler; hier, wo Physik und Geometrie mehr galten als „Hamlet“ und „Fiesco“, war ich konsequent der Letzte und nur darum, weil es keinen Letzt-Letzten gab. Unaufmerksamkeit allein war es nicht: all mein Leben sind mir Dinge, die einzig mit dem trockenen Verstande zu erfassen sind, selbst bei heißem Bemühen, unübersteigbare Berge gewesen. So kann ich z. B. — als Kuriosum sei es hergesetzt — bis zur Stunde trotz der besten Augen nicht fließend lesen und tolpere bei der zweiten Zeile. Man versuchte es mit

Privatunterricht. Der Lehrer meiner älteſten Schweſter ſollte ihn mir erteilen: Pater Glatzel. Dieſer alte Gelehrte, gleichfalls ein Weiſer des Auguſtinerkloſters, durfte damals von ſich ſagen: „Die höhere Töchterſchule der Stadt bin ich.“ Alle beſſeren Häuſer, oder um die Sprache der Geſchäftsſtadt zu ſprechen: alle Häuſer, die beſſer ſtanden, beriefen ihn zum Bildner der heranwachſenden Jungfrauen. Ich ſehe ihn vor mir, den urwüchſigen Alten! Auf ſeinem maſſiv gezimmerten Körper, der mit dem ſtarken Embonpoint ſeinen Raum im Raume beanſpruchte, ſaß ein grau-umlockter Cyklopenkopf, trotz ſeiner Häßlichkeit an das Haupt Jupiters erinnernd; wohl auch vermöge der hohen Intelligenz, die in lächelnder Ruhe auf den breiten Fettmaſſen des Antlitzes thronte. In hohen Stiefeln und langem Schwarzrock, einen uralten Zylinder aus der Biedermeierzeit auf dem pathetiſchen Haupte, den Bauch wie oſtentativ vorreckend, in der Rechten einen derben Stock, in der Linken unfehlbar zwei bis drei dicke Bände, in der hinteren Rocktaſche ein ſchweres Exemplar der beiden Teile „Fauſt“, als wollte er auf dieſe Weiſe ſeiner Perſon das nötige Gleichgewicht geben — ſo durchſchritt er die Straßen Brünns. Obgleich ihn ſeine eigene Neigung, ſein Enthuſiasmus, eine Generation idealer Mütter heranzubilden, zum Erzieher höherer Töchter gemacht, ſo war er doch ein ſchlechter Lehrer. Er war der extremſte Idealiſt, dem ich jemals begegnet; ein Gemengſel von Ibſens Rosmer und Stockmann. Weder die klugen noch die törichten Jungfrauen, die er, gleichgültig welcher Konfeſſion ſie angehörten, „meine katholiſchen Schweſtern“ nannte, vermochten ſeinen Unterricht

zu faſſen. Ob er wohl an ein magnetiſches Fluidum glaubte? Wahrſcheinlich! Denn während er den guten Backfiſchen allerlei Subtilitäten zum Beſten gab, hielt er ihre zarten Hände in den ſeinen und ſah ſie unverwandt mit ſeinen milden, braunen Augen an. Das Beſte, was die Mädchen von ihm profitierten, war nicht poſitives Wiſſen, ſondern der ideale Schwung, den er ihren Seelen einhauchte. Die Brünner höheren Töchter waren Philantrop-, Idealiſt-, Sozialiſt- und Kommuniſtinnen — aber leider nur bis zu dem Augenblick, da ſie die Ehe mit dieſem oder jenem Schafwollwarenerzeuger eingingen; es war wie ein chemiſcher Prozeß: der Idealismus verflüchtete und der Wollſack blieb als Bodenſatz zurück. Pater Glatzel zählte zu den alten Kindern, deren Gutmütigkeit an das Pathologiſche grenzt; er war der Geiſt, der ſtets bejaht. Was er verdiente, ließ er ſich ſo willenlos abnehmen, daß ihm jahraus, jahrein kein Kreuzer in der Taſche blieb. Kaum hatten ihm ſeine Schülerinnen am Erſten das Geld in die Tiefen ſeiner Schoßtaſche praktiziert — denn nur auf dieſe Weiſe vermochte man ihm ſein Honorar zukommen zu laſſen —, ſo wurde er von den am Kloſter auf ſeine Rückkehr lauernden Ausbeutern gleich wieder geplündert. — Politiſch war Glatzel ganz Mann der Freiheit und für die Sache der Tſchechen ehrlich begeiſtert, die ihn als einen ihrer größten Dichter feierten. Seine radikalen Anſchauungen mußten ihn endlich mit dem Kloſter in Konflikt bringen, und ſo flüchtete der edle Alte nach Amerika, wo er als Gründer einer ſozialiſtiſch-religiöſen Sekte in ſehr hohem Alter ſtarb. — Eine ungünſtigere Wahl hätten meine Eltern nicht treffen können: was

mir nottat, war der Drill eines Unteroffiziers und nicht das Victor Hugo-Pathos Meiſter Glatzels. Auch drehte ſich die Szene bald: mein Lehrer wurde mein Hörer; warum ſollte ſich eine Kloſterzelle nicht zu einer Bühne umgeſtalten laſſen? Ich brüllte wie der von der Schlange umſchlungene Laokoon, und Wandel- und Kreuzgänge, ſonſt nur von dem rhythmiſchen Tritt eines Kloſtermannes feierlich durchhallt, erdröhnten von dem Donner der Traumerzählung Franz Moors. Die Sache paßte Glatzel ſo recht in ſeinen Kram: es galt eine Seele zu retten aus dem Bereich der Bierfäſſer und Wollſäcke. „Da nehmen Sie ſich nur weiter keine Mühe", ſagte er meinen Eltern, „aus dem Buben wird doch nichts anderes als ein Schauſpieler". Ich hörte die Worte und mir wurde dabei ſo behaglich zu Mute wie einem Kälbchen, wenn man's im Nacken kraut. Das Kälbchen — um das treffende Bild feſtzuhalten — zählte damals elf und — dürſtete nach Taten. Brünn iſt freilich zu groß, dachte ich; aber ſollte man nicht in dem Marktflecken Geyer, den ich von Steinitz her kannte, ein Theater gründen können? Gedacht, getan! Ich pumpte ein paar unſerer Dienſtmägde erfolgreich an, ſtahl meiner Mutter einen ſchwarzſeidenen Ueberwurf (den Mantel Hamlets!), ſtopfte ſchöne Theaterrequiſiten in eine große Handtaſche und zog aus wie Don Quijote auf Abenteuer. Geyer, reflektierte ich, iſt nur fünf Meilen von Brünn entfernt, meine Eltern und Großeltern wohnen dort und im nahen Auſterlitz Geſchäftsfreunde — es wird großartig! Zwar iſt es hart zu Fuß zu laufen bei ſchneidender Kälte im dünnen Mäntelchen — dafür aber iſt der Winter eine gute Theaterzeit!

Spät abends kam ich in dem kleinen, ſlawiſchen Flecken an, ganz vereiſt wie ein verfrorener Apfel. Ein Branntweinbrenner, der nach Steinitz Geſchäfte machte, nahm mich in ſein Haus. In der warmen Stube taute ich auf wie ein Tierchen aus dem Winterſchlaf. Der alte, gutmütige Jude redete mir meinen Unſinn aus und fütterte mich koſcher, aber ausgezeichnet. Er wollte mich ſelbſt im Wagen nach Brünn bringen, doch ſollte ich noch einen Tag warten, denn ein „Bocher" war angekommen und ſollte bei ihm morgen zu Tiſche ſitzen und beten. Bocher ſind Studierte von beſonderer Frömmigkeit, die von „Kille" (kleine jüdiſche Gemeinde) zu „Kille" reiſen und in angeſehenen, ſtreng-religiöſen Familien „Seder halten", was ſoviel heißt, als unter hundert Zeremonien ſpeiſen und dann predigen. Er wird Rebbeleben genannt. Man ſieht in Mähren noch genau dasſelbe wie vor zweitauſend Jahren und zurück in Paläſtina! Denn auch Jeſus war nichts anderes als ſo ein fahrender Scholaſt der Juden: ein Bocher, ein Rebbe, der in den Gemeinden predigte. Freilich wie!!! Denn das Wie iſt alles in der Welt und kann zum Gotte machen! Der Bocher hat kein anderes Gewerbe als ſeine Frömmigkeit und lebt alſo ähnlich wie die Derwiſche am Ganges. Er wird hochgehalten und ein ſinnvolles, jüdiſches Sprichwort heißt: „Aus einem Bocher (Weiſen) kann man alles machen." — Anderthalb Jahre nach dieſer verkrachten Direktionsreiſe kam — der zweite Streich! Ich ging durch nach Wien, um Karl Treumann, dem Direktor des „Kaitheaters", meine Kräfte anzubieten. Nachdem ich vor dem Bühneneingang zwei Stunden lang geſchildert und auf den be-

rühmten Komiker und Bühnenleiter gewartet und Pläne bis in den Himmel und von da aufwärts bis ins Burgtheater gebaut, kam endlich der Ersehnte, und ich fragte ihn — wie spät es sei?! Der Augenblick machte mich wie Falstaff zu einer „Memme aus Instinkt". Am Abend sah ich Nestroy als Sansquartier in „Zwölf Mädchen in Uniform". Das linke Auge — so erforderte es die Rolle — bedeckte eine Binde, aber das andere, große, schöne, rumorte lustig, und sein Geist sprang über auf den Zuschauer und hielt ihn fest. Ein Jahr darauf ging Nestroy von der Bühne ab; denn er „setzte an". Es ist gar tragisch, wenn einem Schauspieler, dessen Spezialität all sein Leben die Magerkeit war, ein Bäuchlein wächst. Nestroys Partner, den ausgezeichneten Wenzel Scholz, hatte ich schon früher einmal in Brünn gesehen, gelegentlich seines Gastspiels in „Handschuhmacher und Strumpfwirker". Er war klein und kugelrund, und darum liebte ihn Nestroy an seiner Seite; denn dadurch wurde er selbst — eine Art optische Täuschung, die der Komik zugute kommt — noch dünner und länger. — Weil es einmal zum Programm des braven Spießers gehört, gegen den Beruf des Schauspielers zu protestieren, eiferte man zwar im väterlichen Hause gegen meine Neigung und Pläne, aber im Grunde war man doch eitel darauf, daß sich zwischen Bierfässern, Malz- und Hopfensäcken ein phantastisches Geschöpf meiner Art hat bilden können. Und als ich fünfzehn Jahre alt war, hieß es: es sei! Aber ein „Kompetenter" soll uns vorher bestätigen, daß Du wirklich Talent hast." Ein solcher existierte nach den damaligen Begriffen in Oesterreich einzig am K. K.

Burgtheater. Mein Vater reiſte alſo mit mir nach Wien. Zuerſt klopften wir bei Laroche an. Der greiſe Meiſter mit dem frappanten alten Goethe-Kopf, zeigte ſich weltmänniſch-artig, ſpeiſte uns aber, ohne mich zu prüfen, mit der boshaft pointierten Bemerkung ab: „Nun, wenn ihn das Brünner Theater inſpiriert hat, dann muß ſchon was dran ſein.“ Es ging zu Dr. Förſter. Welch ein Gegenſatz zu dem vornehmen Alten, der noch Goethe geſehen und gehört, und dem auch äußerlich roh-gefugten Doktor-Regiſſeur. Er ſchrie mich an wie ein Unteroffizier: Grade ſtehen! Und damit mir die weiſe Belehrung faßlich werde, gab er mir — jeder Zoll ein Hausknecht — einen derben Schups in den Rücken. Das war alles! Mit der Bemerkung: „Der Bengel ſoll erſt deutſch lernen“, entließ er uns, ohne mich gehört zu haben. Wir wollten nicht umſonſt nach Wien gefahren ſein und beſchloſſen, unſer Glück bei Ludwig Loewe zu verſuchen. Der Theaterwagen — ein behäbiger Kaſten aus Väterzeiten, mit zwei ausrangierten K. K. Roſſen — hielt am Tor, um den Altmeiſter zur Probe zu fahren. Demungeachtet geſtattete er uns, einzutreten, und mein Vater durfte zum drittenmal ſeine Anſprache, die er auf der Reiſe ſorglich memoriert hatte, vorbringen. Loewe fixierte mich einen Augenblick mit ſeinen klugen, grauen Falkenaugen und ſagte dann derb-burſchikos: „Na, ſoll ich's ihm denn von der Naſe abſehen, oder hat der Junge etwas auswendig gelernt?“ Die Worte waren kaum heraus, als ich auch ſchon am Boden lag, um die Sterbeſzene Valentins aus „Fauſt“ dem Meiſter zu verſetzen. Fühlend, daß der hiſtoriſche Augenblick für mich gekommen, wollte ich

alles geben, was in mir war. Was ich an Leidenſchaft und Ton aufwandte, hätte für den ganzen Fauſt ausgereicht. Nachdem ich zu Ende geraſt, ſagte Löwe: „Hat ja gebrüllt wie ein Heiduck; aber 's liegt was drin!“ Eine beſeligende Wärme durchſtrömte mich bei den Worten des großen Mimen, eine Wonne, ähnlich wie ſie den Jüngling durchſchauert beim zärtlichen Gruß der Geliebten. Und als er mir mit ſeiner Hand wohlwollend übers Haar ſtrich, empfand ich ſo etwas wie Taſſo, da er den Lorbeer empfängt: „Nehmt ihn hinweg, er ſengt mir meine Locken!“ — Ich war immer ſtolz darauf, daß es gerade Loewe war, der mit jenem freundlichen Wort mein Leben entſchied, weil er einer der radikalſten Naturaliſten der deutſchen Bühne geweſen, ſchon damals, ehe dieſes Wort für die Schauſpielkunſt erfunden war. Unbeirrt von ſeiner künſtleriſchen Umgebung, einzig dem kategoriſchen Imperativ ſeiner ſtarken Begabung folgend, glich er dem Fluſſe, der, einen breiten See durchziehend, ſeine Strömung beibehält. Selbſt Goethe, den er, wie er mir ſpäter erzählte, in Karlsbad bei einer feſtlichen Gelegenheit den Oreſt tragieren ſah, und der in ſeinen Attitüden einer wandelnden Glyptothek glich, vermochte den damals jungen Mann nicht wankend zu machen in ſeinem Streben nach Wahrheit und Natur. — Am Abend ſah ich im Burgtheater „Uriel Acoſta“ von Gutzkow. Die Vorſtellung machte gar keinen Eindruck auf mich; Joſef Wagner, der Darſteller der Titelrolle, ein geiſtiger Antipode Ludwig Loewes, deklamierte rückſichtslos; was er um ſo weniger hätte tun dürfen, als es ſchon der Dichter ausgiebig tat. In dieſem Falle

aber ist es Pflicht des Schauspielers, den Dichter zur Natur zurückzuzwingen. Deklamieren beide, so geraten sie ins Wolkenreich. Logischerweise und nur für den Laien verwunderlich, verträgt darum der Rhetoriker Schiller am allerwenigsten den Kothurn und hat ihn sich bekanntlich auch als echter Dramatiker energisch verbeten. —

Es war kein glücklicher Zufall für mich, daß mein Vater tags darauf im Café Stierbeck (der damaligen „Börse" Wiens) zwei Freunde traf, die in dem mährischen Städtchen Lundenburg eine Zuckerfabrik besaßen. „Sicher muß der Mensch gehen", hieß es, „lerne erst ein Jahr die Zuckergewinnung durch die Rübe, und dann treib', was Du willst; geht's nicht mit der Kunst, so bleibt Dir die Zuckerbranche". Vierzehn Tage darnach saß ich in Lundenburg. Sehr erstaunt war ich über die Großartigkeit der bautenreichen Fabriksanlage, erst vor kurzem gegründet von den beiden bescheidenen, jüdischen Herren Hirsch und Ignatz Kuffner. Die Juden Oesterreichs saßen lange, lange Jahre in versteckten Gemeinden, wo man sie und ihren kleinen Handel mit Bedarfsgegenständen der Dorfbewohner als da sind: Schnittwaren, Kleidungsstücke, wirtschaftliche Geräte usw. duldete. Sie sparten, scharrten, legten zusammen, verwandelten Groschen in Gulden. Waren davon 40—50 000 beisammen, so hieß es von dem Besitzer: „der große Löw", oder „der gewaltige Wolf". Da kamen die liberalen Gesetze! Und siehe! Der gedrückte Mann der Kille verließ seinen Schlupfwinkel und erschien in der Hauptstadt. Meist taten sich mehrere zusammen, gründeten, spekulierten großzügig, unternahmen, mit dem richtigen Instinkt des Kauf-

manns, zugleich vorsichtig und kühn, und wie über Nacht hatten sie Handel und Industrie der Länder Oesterreichs in ihren Händen. Die behaglichen Leute von früher, zumal in Wien die gemütlichen „Bürger vom Grund", wurstelten dagegen solide weiter in ihren kleinen „G'schäfteln" und „G'wölbeln" — wenn's nur zu einem Sonntagsausflug mit „Backhendl" in den Wiener Wald reichte. Und als sie sich endlich doch umsahen und sich die Augen rieben, da wurden sie — Antisemiten. Aber, o Wunder! Nicht nur Handel und Industrie beherrschten die Leute der Kille, auch die Journalistik, auch ein Geschäft, und kein schlechtes, hatten sie an sich gebracht. Die Reichen von ihnen wurden Herausgeber und Verleger, die Kleinen, aus Tarnopol oder Czernowitz kommend, ließen sich die „Peissen" (Seitenlöckchen der Orthodoxen) abschneiden und schrieben über — Richard Wagner! Nicht anders war es mit dem Theater: Thalia wurde eine koschere Göttin! Und will man ehrlich sein, gar oft nicht zu ihrem Schaden. Man denke an die großen Schauspieler, die diese Rasse, welche so eindringlich mit ihren Händen zu sprechen weiß, hervorgebracht: Dessoir, Davison, Sonnenthal.

Als Sohn eines Geschäftsfreundes der Fabrikherren stand mir ein gut möbliertes Zimmer im Hauptgebäude zur Verfügung. Doch zog ich ein Stübchen, nicht größer als eine Badekabine, in einem von Handwerkern bewohnten Rückgebäude vor, um souverän zu sein. Aus Scherrs illustrierter Literaturgeschichte riß ich alle großen Dichter und Denker und tapezierte damit die Wände meiner Zelle. Mein Chef mochte mich ganz gut leiden,

obgleich unſere Anſchauungen einem Wegweiſer glichen, nach zwei entgegengeſetzten Richtungen zeigend: ich vermochte unſerm Düngerhaufen keinen beſonderen Reiz abzugewinnen, in den er wie gerührt ſeine Naſe zu ſtecken pflegte, um zu hauchen: „die reinſte Schokolade“ — er wiederum begriff nicht recht, wozu ich ein mit Beſen und Schaufeln gefülltes Magazin, deſſen Beſchließer ich war, des Abends zu einer Bühne umgeſtaltete? Wozu ich weiters ſeinen Schloſſer, Chemiker, Zuckermeiſter dramatiſch bilden wollte, indem ich ſie einlud, auf improviſierten Sitzen Platz zu nehmen und meinen Monologen aus „Fauſt“ oder „Egmont“, die ich hoch oben auf einem Kalkfaſſe ſchmetterte, zu lauſchen? Als er mich aber gar dabei ertappte, wie ich den ſlawiſchen Arbeitern am Felde draußen beim „Einprismen“ der Runkelrüben den Hamlet interpretierte — löſte ſich von den Lippen des Hirſch Kuffner die klaſſiſche Wahrheit: „Total meſchugge!“ — Trotz meiner jungen Jahre war ich nicht blind für die ſozialen Zuſtände dieſes großen induſtriellen Unternehmens; und ihr furchtbarer Ernſt übte einen ſo ſtarken Eindruck auf mein Gemüt, daß er nachhaltend blieb für mein ganzes Leben. Zur Winterzeit, während der „campagne“, wurde Tag und Nacht gearbeitet und beide Schichten währten, kurze Eßpauſen eingerechnet, volle zwölf Stunden. Die Räume der Fabrik machten in ihrer Nacktheit den Eindruck, als ob ſie nicht für Menſchen, ſondern für arbeitende Tiere errichtet wären. Wie in Dantes Hölle wurden die Verdammten ſowohl durch Hitze als durch Kälte gemartert. In der „Spodium-Dörre“, wo gehackte Knochen, zur Filtrierung des Zuckerrübenſaftes beſtimmt,

beſtändig umgeſchaufelt werden müſſen, herrſchte ein Gluthauch, der jeden töten mußte, der ihm Jahre ausgeſetzt war. Im ſogenannten „Preßraum“ wieder war es ſo kalt, daß der menſchliche Atem gefror. Hier arbeiteten ausnahmslos junge Mädchen. Mit hochgeſchürzten Röcken und nackten Armen mußten dieſe armen Kinder aus einem großen Reſervoir den eiſigen Zuckerrübenbrei in ſchweren Eiſenkübeln über einen naßkalten, aſphaltierten Boden barfüßig zu den Preſſen ſchleppen. Zwölf Stunden! Und der Lohn? Zweiundzwanzig bis fünfundzwanzig „Neukreuzer“ (etwa 60 Pfennig), und wehe, wenn „liederlich“ gearbeitet wurde! Dann gab es „Strafen“ in Form von Abzügen, die die armen Menſchenknoſpen — Opfer der Königin Induſtrie — mit Herzklopfen fürchteten und mit „Unglück“ bezeichneten. Mehr als Fleiß ſchützte ſie vor dieſem die Bereitwilligkeit für den „Herrn Aufſeher“, dem ſchiefſchultrigen, grimmen Geßler der Fabrik. Alle, Mann und Frau, mußten ſich, bevor ſie die Fabrik verließen, am Hoftor vom „Portier“ unterſuchen laſſen, ob ſie nicht vielleicht die Koſtbarkeit einer gefrorenen Rübe gedrückt. Schön iſt es ja nicht, wenn man ſeine Arbeiter wie Diebe und Verbrecher behandeln läßt; aber die beiden Dioskuren Hirſch und Ignatz waren eben gar nicht — meſchugge und ließen es geſchehen. Hatten auch nichts gegen den Humor ihres rohen Burſchen am Hoftor, wenn er junge Mädchen gewiſſenhafter abgriff als alte Slowaken. Um übrigens der Zuckerrübe baldmöglichſt zu entkommen, war ich ihr eifrigſter Jünger, und ſo bekam ich ſchon nach 6 Monaten (im April 1864) ein glänzendes Zeugnis —, neben meinem K. K. Militär-

ſchwimmzeugnis das beſte, welches ich überhaupt aufzuweiſen habe — gezeichnet Hirſch und Ignatz nebſt großem Siegel. Im adeligen Wappen — denn die beiden waren bereits damals für ihre Verdienſte um die Induſtrie Oeſterreichs in den Adelsſtand erhoben — prangte, ſtatt der Zuckerrübe, eine heraldiſche Beſtie.

Das Jahr 1864, das Deutſchland zwei Provinzen einbrachte, ſchenkte auch mich der deutſchen Bühne. Von dieſen beiden Ereigniſſen hätte allerdings ſchon das erſte genügt, um dieſes Jahr denkwürdig zu machen. Merkwürdig! Nicht nach Wien, ſo nahegelegen, nach Berlin zog es mich. Und zwar ohne jede Ueberlegung! Mein Empfinden ſagte mir: Du gehörſt als deutſcher Komödiant in die Zentrale Deutſchlands. Ende April ging's, arm am Beutel, auf die Wanderſchaft; Leſſings Hamburger Dramaturgie und ein paar Bände Shakeſpeare im Ränzel. Ach, armer dramatiſcher Handwerksburſch! Du hatteſt keine Ahnung von dem dornenvollen, abſchüſſigen Weg, ſo reich an Fallen und Fangeiſen! Sorglos ſaßeſt du in der Ecke des Kupees und träumteſt dich hinüber in Lorbeerhaine, wo ſchöne, dicke Rollen an vergoldeten Zweigen hingen, und Beifall wie Sphärenmuſik rauſchte. Mitten in der Nacht wurde ich aus meinem ſchönen Wahnſinn geriſſen durch eine Donnerſtimme: „Päſſe vorzeigen!“ Auf dem Trittbrett des Waggons ſtehend und zur offenen Kupeetür emporragend, hielt mir ein martialiſcher Unteroffizier das Bajonett ſchier unter die Naſe. Denn wir waren in Bodenbach, der öſterreichiſch-ſächſiſchen Grenzſtation. Der Paß war ausgeſtellt: „im Namen Seiner K. K. Apoſtoliſchen Majeſtät, Kaiſers von Oeſterreich, Königs

von Böhmen und Ungarn". Und so weiter eine halbe Seite lang; auch die Lombardei und Venedig standen noch darauf. — Ich kam in Berlin früh morgens an. Die Stadt zählte damals nicht mehr als 600 000 Einwohner, und ihr stolzestes Etablissement war die bescheidene Konditorei „Kranzler" an der Ecke der Linden. Ihr galt mein erster Besuch. Am Abend ging ich ins „Königliche". Dessoir spielte den Othello. Sein Organ hatte bereits einen Sprung; vieles in seinem Spiel war präpariert und abgekartet — aber groß war die innere Wucht, die ins Herz griff und Ruck um Ruck gab. Wenn er auf Cypern „seine holde Kriegerin" begrüßte, so fühlte man, wie in seinem Innern glühende Lavamassen wogten und fluteten. Ich brachte die erste Nacht in Berlin auf Cypern zu. Damals vermochte man noch von einem Alt-Berlin zu sprechen, wie es Glasbrenner so gemütvoll schildert. Jede Atmosphäre erzeugt ihre Geschöpfe und formt und prägt sie zu eigenartigen Typen. Zwei solche Alt-Berliner Figuren waren meine Wirtsleute. Er, der alte Königliche Subalternbeamte, besaß die traditionelle Intelligenz preußischer Staatsdiener. Sein innerer und äußerer Mensch zeugten von seinem Wahlspruch: „Ordnung muß sind." Madame gehörte zu den Frauen, die sich noch im Alter etwas Jugendliches, Mädchenhaftes bewahren. Wenn sie lächelte, lustwandelte jener undefinierbare Charme in ihrem Antlitz, der zu den Reservatrechten des weiblichen Geschlechtes gehört. Ihr dürres Figürchen trippelte kaum hörbar durchs Zimmer; die knöchernen Hände waren trotz aller Arbeit gepflegt. Die Kleidung ebenso bescheiden als peinlich sauber. Sparen war ihr

Beruf, ihre Kunſt, was ich jedoch nicht zu fühlen bekam. Denn als meine paar öſterreichiſchen Papiergulden bei Kranzler und anderen Konditoreien vernaſcht waren, ſteckte ſie mir fortwährend etwas zu: „ein Butterbrötchen, bitte“ — „ein Täßchen Bouillon, gerne gegönnt“ uſw. Die obſkuren Theateragenturen, die ich unabläſſig aufſuchte, wollten von dem „länglichen Wunderknaben“ aus dem Lande der „Ratzefallen und Drahtbinder“ nichts wiſſen; bis ſich endlich das Vermittlungsbüro Held meiner annahm. „Zu was für ſchnöden Beſtimmungen wir kommen können“, reflektiert Hamlet. Held, der im Jahre 1848 als Führer der Berliner Revolution Herrſcherſtühle ſtürzen und Kronen und Szepter zerbrechen wollte, half nun ambulanten Bühnentyrannen Throne erbauen, auf die er Kaiſer und Fürſten der Schminke ſetzte, gehüllt in Hermelin von Katzenfell. Er bot mir Kontrakt nach Tangerhütte, einer kleinen Ortſchaft in der Mark Brandenburg. Aber ſo wie jetzt in den großen Warenhäuſern, hieß es bei ihm: Nur gegen bar: koſtet einen Taler. Ach, wenn außer Tangerhütte auch noch die ewige Seligkeit dafür zu erlangen geweſen wäre — ich hätte beide müſſen verroſten laſſen. Schwertraurig kehrte ich heim und jammerte meiner guten Wirtin vor von meinem verlorenen Paradies in der Uckermark. Darauf beſchwichtigte ich meinen Schmerz, wie das im Leben ja ſo oft geſchieht, dadurch, daß ich andere malträtierte: nämlich Shakeſpeare, Schiller und Goethe. Ein Klopfen an der Türe unterbrach mein Geſchrei. Meine Wirtin trat mit einem ältlichen Herrn ein. Er war klein, ſchmächtig und etwas verwachſen. Seine Kleidung ſchien mir ſehr gewählt, ſein Benehmen

hatte etwas gemeſſenes, altfränkiſches. „Ich habe als Ihr Nachbar“, ſagte er, „oft Ihren Monologen an der Türe gelauſcht; Sie haben ſicherlich Talent. Nun höre ich von ihrer Frau Wirtin, daß Ihnen das Reiſegeld ins Engagement mangle. Wollen Sie einem alten Junggeſellen, der die Kunſt liebt, erlauben, Ihnen für die erſten Schritte auf den weltbedeutenden Brettern dieſen beſcheidenen Betrag anzubieten?“ Zwölf Taler lagen auf dem Tiſch! Ich wollte Dankesworte ſtammeln ... „Laſſen Sie nur, es iſt ja nur vorgeſtreckt“, ſagte er mit anmutigem Lächeln und entfernte ſich ſchnell. Meine Freude war ſchwindelnd! Ich umarmte meine Wohltäterin ſo jubelnd, daß ich die arme Knöcherne ſchier zerbrach. Stehenden Fußes eilte ich zu Held, um mir meinen Caruſo-Kontrakt (11 Taler im Monat) zu holen, und tags darauf nahm das Verderben ſeinen Lauf — gen Tangerhütte.

Da ich mit einem Bummelzuge fuhr, ſo wurde in Tangerhütte auch wirklich gehalten. Am frühen Vormittage entſtieg ich dem Kupee und nahm im Wirtshaus, einem ſalopp aus Fachwerk errichteten Hauſe, das zugleich Bahn-, Poſt- und Telegraphengebäude war, ein Zimmer. Dank der Berliner Fürſorge und Beihilfe durch meine gütige Wirtin, war alles da: Frack, Zylinder, Handſchuhe! Dazu mein jugendliches Bewußtſein, ſo ausgerüſtet — dem Herrn entgegen. Draußen ließ ich meine Blicke links und rechts ſchweifen, nach Oſt und Weſt — umſonſt —, kein ſäulengetragener Tempel, kein ſpringender Pegaſus auf einem Dachfirſt, wie ich, reiner Tor, es vorausgeſetzt an einem Orte, wo Theater

gespielt wird. Nichts als lange Fabrikwerkstätten. Nach langem, vergeblichem Umherirren langte ich endlich wieder tiefbetrübt bei meinem Gasthause an. Das Stubenmädchen, „eine gesunde Pflanze“, stand vor der Türe, und weidlich belustigt von meiner Erscheinung, fragte sie mich mit behaglichem Spott: „Sagen Sie mal, Kleener, wat suchen Sie denn eigentlich?“ — „Entschuldigen Sie, Fräulein, das Theatergebäude.“ — „Det hab ich mich doch gleich gedacht: na, hören Sie, da hätten Sie sick den Schniepel (Frack) ersparen können und die Spaziergänge ins Dorf; der Zauber wird ja bei uns besorgt; sehen Sie man da rin, da finden Sie die janze Blase beisammen.“ Sie deutete nach einem Zimmer des Wirtshauses. Das war der erste Kaltwasserstrahl! Ich gab mir einen Ruck, klopfte und trat ein. Es war Probe. Aber die Bretter, die die Welt bedeuten, und die hier schlichtweg die der Wirtsstube waren, und deren Abgrenzung von dem übrigen Raum nur eine breite Holzleiste mit einigen Löchern für die Unschlittkerzen-Beleuchtung markierte, waren fast leer; alles gruppierte sich an einem runden Tisch um den Mächtigen, der Halbgötter straucheln, Buhlerinnen erröten, Despoten verstummen machen kann: um den Souffleur. Es gab eine Unterbrechung. Direktor P...., der mir entgegenkam, malträtierte grausam seine Lippen, um ein Lachen, ähnlich dem der strammen Minna vor der Wirtshaustüre, zu verbeißen. Aber auch eine lebhafte Freude, nur gedämpft durch die Würde des Amtes, zeigte sich in dem typischen Theaterschmierengesicht des Bühnenhalters, das noch lebhafte Spuren der gestrigen Kugellackschminke trug und die da sagte: Frack und

Zylinder: große, einzigartige Akquisition! Im Geiste sah er bereits meinen Frack, dieses Unikum hier, bei Aufführung eines modernen Stückes kommunizierend von Darsteller zu Darsteller wandern. Ich wurde meinen Kollegen vorgestellt. Der erste Held stak in seinen hohen, braunen Ritterstiefeln und hatte einen grellroten Schal genial um den Hals gewunden; seine Haare waren, damit er am Abend als Lockenkopf erscheine, in Papier-Papilloten gedreht; schwarze Striemen unter den Augen waren Zeugen des gestrigen Jaromir. Der Intrigant und Regisseur hatte Theaterschuhe mit abgetretenen Hacken an den Füßen und hielt sich, aus Rücksicht für seine Wäsche, sehr zugeknöpft. Er schielte mit seinen zu schmal geschlitzten Augen mißtrauisch nach mir. Ein verwittertes, langes, abgemagertes Exemplar, mit so gekrümmtem Rücken wie ein Katzenbuckel, leeren, verglasten Augen, aus denen verkanntes Genie und gebranntes Wasser redeten, war in einen Havelock gehüllt und ganz Pathos in Miene und Bewegung. Eine großartige, tremolierende Geste seiner Rechten begrüßte herablassend den Anfänger. Ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen, Tochter des Souffleurs, grüßte mich mit schalkischen, mutwillig-blitzenden Aeuglein. Dann gab es noch zwei andere weibliche Wesen und — die Krone des Ensembles: Die Frau Direktorin. Sie war, um münchnerisch zu reden, schon „bissl übertragen"; nicht minder ihr Negligé, dem man es zudem ansah, daß es viel zu lange nicht mehr auf die Bleiche gekommen war. Sie interessierte sich für aufstrebende Talente und warf mir einen feurigen Blick zu, den aber das strafende Auge ihres Gemahls sogleich paralisierte. Meine erste

Rolle war der Apothekerburſche in „Anna-Lieſe“. Ich ſpielte zwar herzlich ſchlecht, denn der ſchüchterne Junge lag mir ganz und gar nicht, aber ſo ſicher, daß mir keiner glauben wollte, ich hätte noch nie geſpielt, nie einen Lehrer gehabt. Das Stück gefiel den Leuten in Tangerhütte und iſt ja heute noch in der Provinz gerne geſehen. Man denke: ein veritabler Fürſt heiratet ein bürgerliches Mädchen; wie wohl muß ſo was nicht dem Herzen der Frau Bäckermeiſterin tun! — Darauf ſpielte ich gleichwertig den jungen Didier in der „Grille“, einem Schauſpiel der Birch-Pfeiffer. Madame hatte es nach der hübſchen Dorfgeſchichte „Die kleine Fadette“ der George Sand fabriziert, aber ſo viel Süßſtoff dazu getan, daß es ſchmeckt wie verzuckerter Milchkaffee. Danach gab man mir eine ältere Rolle: den Papa in „Philippine Welſer“. Ich ſpielte ihn um eine Nuance beſſer und — horch, was war das: o ſüße Muſik, das erſte Beifallsklatſchen! Doch kein Wunder, denn der alte Kaufmann kanzelt ja den König und Kaiſer ohne Gnade ab. Und wenn auf deutſchen Bühnen ein Niederer einen Höheren ordentlich anſchnauzt, ſo kann er ſeines Erfolges gewiß ſein. Ob der Unterlehrer den Oberlehrer (wie in „Flachsmann als Erzieher“) oder — wie hier — ein Geſchäftsinhaber Seine Majeſtät, den Herrn des Reiches, darauf kommt es wenig an. — Endlich ſpielte ich noch einen verſchmähten Liebhaber in dem Rührſtück „Die Lieder des Muſikanten“ von Rudolf Kneißl. Der Verfaſſer war ſelbſt nichts anderes als ein Pommern und Brandenburg durchſtreifender Theaterhäuptling. Wie ſehr er aber den ambulanten Karren mit ſeinem phantaſtiſchen

Lumpentum liebte, beweiſt, daß er ihm auch dann noch treu blieb, als er eine Berühmtheit à la Birch-Pfeiffer geworden war und an großen Bühnen zur Aufführung gelangte. — Direktor P.... ſchien kein Freund zu ſein von rauſchenden Verabſchiedungen. Wenigſtens in Tangerhütte verſchmähte ſeine fein beſaitete Natur Geräuſch und Lärm der üblichen Schlußovationen; ohne Sang und Klang ging es fort — leiſe — ganz leiſe! Auch der Wirt ahnte nichts von ſeiner Abreiſe. Mich und noch zwei von der Bande ließ er gleichſam als Geiſel oder ahnungsloſe Verſatz-Objekte für die nichtbezahlte Wirtshausrechnung zurück. Da wir aber wußten, daß ſich der Meiſter nach Stendal gewandt, ſo folgten wir ſeinen Spuren und folgten ihm nach; gleichfalls leiſe, ganz leiſe ...

Auf dem mittelalterlichen Marktplatz zu Stendal ſteht ein uralter Roland-Koloß, der ſehr burſchikos dreinſchaut und eine ſo verwegene Haube mit ſchneidigem Büſchel auf hat, wie ein Wilddieb aus den bayeriſchen Bergen. Er iſt am ganzen ſteinernen Leib bereits derartig zuſammengeflickt wie der Hoſenſitz eines Magiſtratsſchreibers. Der ausgeſprochene ſlawiſche Zug in ſeinem Geſicht zeugt uns, welche Völker um das elfte und zwölfte Jahrhundert die preußiſche Altmarkt bewohnten. — Direktor P.... war ein Kenner der Menſchenſeele, wenigſtens der des ſpielwütenden Anfängers: als er mich in dem Vorſtadtgarten ankommen ſah, in welchem er mit Hilfe ſeines Hamlet und ſeiner Medea juſt dabei war, eine „Arena“ zu errichten, lächelte er triumphierend: „Na, darauf hätte ick doch Jift jenommen — ſo, nu' jreifen Sie aber och feſte an, damit

Sie morgen ſchon den Stendalern beweiſen können, wat 'ne Harke is." Im Schweiße meines Angeſichtes half ich nun Bretter auf leere Bierfäſſer legen und eine Mauer von Latten und Schilf um dieſe armſelige Sommerherberge der Muſen zu ziehen. In demſelben Wirtshauſe fanden auch mehrere von uns Unterkunft; der Held ſchlief auf einem Sofa, ich eine Etage tiefer in der Schublade des Möbels. Es ſollte wöchentlich ausbezahlt werden, und zwar, um die Sonntagseinnahme abzuwarten, jeden Montag. An Gagetagen fehlte es demnach nicht; die Tage kamen auch — nur die Gage blieb aus! Zumal mir, wollte ich mich ſchüchtern nahen, rief der Direktor brutal zu: „Nanu, wat wollen Sie denn, ſeien Se froh, daß ich einem ſo blutigen Anfänger Jelegenheit biete, ſich an meinem Kunſtinſtitute auszubilden." Als mir mein Magen ſpäter gebot, etwas zäher zu fordern — wurde er mild und ſang mir das Sirenenlied: „Jehn Sie man, Wohlmütheken, ick laſſe Ihnen och nächſtens den Franz Moor verzapfen." — Ich war beſiegt. Mit dem Tempelherrn im „Nathan" ſagte ich: „Die Früchte ſind ja reif" — und ging nach wie vor daran, die abgefallenen Aepfel und Birnen im Garten aufzuleſen. Ein Gaſt ſollte kommen, der Hamburger Gödemann, einſt berühmt als „niedrigkomiſcher" Jude — aber von Stufe zu Stufe völlig geſunken. Direktor P. erzählte in den Wirtshäuſern den Stendalern bei mancher „kühlen Blonden" (Weißbier) Wunder von dem Illuſtren, den er unter ſchier unerſchwinglichen Opfern für Stendal gewonnen. Am Repertoire für Gödemann ſtanden die Poſſen „Heiman Levy auf der Alm" und „Die Rekrutierung in Kräh-

winkel". Der Direktor hatte die Bühne nach Möglichkeit in Verfassung gebracht. Der kleine, gedunsene Gödemann erschien zur Probe. Einige Couplets trug er noch mit Geschmack vor, sein Gedächtnis glich aber bereits einer zerrissenen Hosentasche, der nichts anzuvertrauen ist. Nach der Probe erbat sich die Kunstruine vom Direktor einen Vorschuß, der ihm auch in der Höhe von zwanzig Silbergroschen bewilligt wurde. Zum Unheil! Denn er versoff das Geld in „Destillationen"; scheute sich auch nicht, dem Wirtshauspöbel für Schnäpschen Couplets zum Besten zu geben. Der Abend kam, die Vorstellung sollte beginnen — die Hauptperson fehlte. Direktor P., der schon seit einer Stunde vor dem Theatergarten angstvoll nach ihr ausschaute, lief endlich davon, um seinen Star aufzusuchen; fand ihn auch endlich — im Straßengraben. Staubbedeckt, fertig! Verzweiflungsvoll kehrte er zu uns zurück. Die angekündigte Vorstellung konnte nicht gegeben werden. Dem Publikum aber das Geld zurückerstatten? „Da müßte ick mir ja selber anspucken", sagte P. „Aber wat für ein Stück wäre im Augenblick einzuwerfen, Kinder?" — „Einzig „Lenore", Direktor!" „Is recht, dann flink „Lenore"." — „Nein, unmöglich, Direktor, die Titelrolle fehlt, die Frau Direktorin ist ja nicht zur Stelle." — „Richtig, verflucht! in Tangermünde, Reklame zu machen für unseren morgigen Absteher; wir opfern uns ja immer fürs Janze — das hab' ick davon! Herrjott, wat anfangen?" — Das blutjunge, allerliebste Töchterchen des Souffleurs, das P. gleichsam nur als Fußnote am Kontrakt mit ihrem Vater mitbekommen hatte, hüpfte lustig vor und sagte mit ausgelassenem Uebermut: „Direktor, für ein Glas

Grog ſpiele ich Ihnen die Lenore!“ — „Schon geſpielt?“ — „Nee, aber das leuchtende Beiſpiel der Frau Direktorin“ —, ſagte in einem Ton, in dem ſich verhaltenes Kichern barg, der Schalk, „das ich ſo oft bewundert . . . und dann — — der Vater wird ſchon auf mich aufpaſſen —.“ — „Abgemacht!“ rief der gerettete Direktor und eilte, dem Publikum das vierzehnjährige Phänomen als Entſchädigung für das ſiebzigjährige anzupreiſen. Und wahrlich, es kam auf ſeine Rechnung! Denn die Kleine ſpielte mit einer Sicherheit, daß ein Enthuſiaſt ſich nicht enthalten konnte, laut zu rufen: „Und det is erſt vierzehn Jahre alt, jroßartig!“ — „Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme —.“ P. fuhr fort, mir auch weiter nichts zu zahlen! Und ſo beſchloß ich, ihn zu verlaſſen, und in Hamburg mein Glück zu verſuchen. Für Gepäck war nicht viel zu entrichten; denn mein geſamter Beſitz: zwei Hemden, zwei Weſten und die paar Bücher, die ich von Hauſe mitgenommen, verknüpft durch einen Strick, brauchten nicht als Frachtſtück aufgegeben zu werden. Selbſtverſtändlich reiſte ich vierter Klaſſe. Mein Nachbar, ein Handwerksburſche, ſah meine verzärtelten Hände, ohne die Biederkeit der Arbeitsſchwielen und — erriet: „Gelt, Schneider?“ Ich erinnerte mich, wie Schneider ſchon „in goldenen Sporen geritten kamen“ und ließ ihn bei ſeiner Ueberſchätzung. In der Republik angekommen, ſteckte ich die Hände in die leeren Hoſentaſchen und gaffte die Häuſer an. Wie ſollte ich nicht heiter ſein! Der ſchöne Herbſtabend und die neuen Eindrücke rundum! Luſtig ſprang ich dem Gaſthauſe zu, das mir mein Reiſegefährte empfohlen hatte; ich gab mein Gepäck ab und ſpornſtreichs ins

Thaliatheater. Direktor Maurice gab mir eigenhändig ein Freibillett. Es wurde „Der geheime Agent“ von Hackländer gegeben. Der ausgezeichnete Marr, Goethes erster Mephisto, spielte einen Diplomaten der alten Schule mit vieler Feinheit; sein derberer Gegenspieler war Görner. Nach der Vorstellung in mein Gasthaus zurückgekehrt, war ich nicht wenig erstaunt, in einem Raum neben der Eßstube predigen zu hören. Das rundliche, blondgescheitelte Männlein, das auf einer Erhöhung stand und salbaderte, sah aus wie, nach Wilhelm Busch, Jobs auf der Kanzel. Er engagierte sich für eine vom lieben Gott ausschließlich patentierte christliche Sekte. Das ganze frömmelnde Arme-Leute-Milieu hatte etwas so Abgestandenes wie eine Stube mit kaltem Tabaksrauch. Als dazu die andächtigen Jünglinge ein lauwarmes Gesinge anhuben, ergriff ich eiligst die Flucht unter meine Bettdecke. Frühmorgens, wie ich ausgehen will, verstellt mir mein Wirt den Weg: „Nee, min Jung, hier is de Bruk, erst Betolung.“ Ich zuckte die Achseln: „habe nichts!“ — „Wat sagst Du, wat?“ kreischte der kleine, breite Kerl und wurde rot und zornig. Seine Frau wollte ihn beruhigen, aber er eiferte: „Ick wette, dat det Kerlchen nich mal Snider is.“ — „Ach, doch, Vadding“, beschwichtigte ihn seine in Wirklichkeit bessere Hälfte. „Die Wahrheit ist Gottes Spiegel“ lehrt der Talmud — und, weil ich zudem weiter keine Sünde darin sah, Meister Böcks Kollege nicht zu sein, so gestand ich es freimütig. Jetzt zersprengte es das Männlein schier: „Warum kommst Du dann in eine Sniderherberge?“ Ich witterte Morgenluft! Das hatte mit seinem Rate der in der vierten Wagenklasse

getan. Darauf griff der Herbergsvater verächtlich nach meinem Päckchen mit Shakeſpeare und der geliebten Dramaturgie und ſagte: „Wat ſoll mir nun der Quark?!“ Dem ungeachtet behielt er meinen mageren Beſitz und gab mir die Weiſung, nicht eher zu erſcheinen, als bis ich zu zahlen imſtande wäre. — Der Abend kam, und ich war ohne Zimmer. Die Worte des Narren im „Lear“ verließen mich nicht: „Wer ein Haus hat, ſeinen Kopf hineinzuſtecken, der hat einen guten Kopfputz.“ Aber trotz alledem, ich ging doch wieder ins Thaliatheater. Die Schneeberger (die ſpätere Frau Hartmann des Burgtheaters) ſpielte entzückend in einem Stück von Görner und glich einer lieblich-gaukelnden Libelle. Nach der Vorſtellung irrte ich einige Stunden planlos umher und ſetzte mich dann in der Nähe des Alſterbaſſins auf eine Bank. Ich war tieftraurig, völlig ratlos und fror kläglich. Ich hatte viel Mitleid mit mir ſelbſt — aber nicht einen Augenblick verdammte ich meinen Entſchluß, Schauſpieler geworden zu ſein. Endloſe Nacht! Und wenn der Tag hellt, wird ſich darum mein Schickſal erhellen? Sieben Uhr! Seeliſch und körperlich zermürbt, entſchloß ich mich zu einem Sturm auf das Herz meines Herbergvaters. Doch „dieſer Republikaner blieb ſtarr wie Eis“! Traurig ſenkte ich den Kopf und ging. Als ich indes ſchon wieder die Treppe hinabſtieg, winkte mir ſeine Gattin in eine Nebenſtube, riegelte zu und gab mir einen Topf heißen Kaffee. Ich ſog gierig wie eine verſtaubte Muſikantenkehle und küßte meiner Wohltäterin dankbar gerührt die Hände. — Ein Theateragent auf St. Pauli bot mir einen Kontrakt für jugendliche Liebhaber nach Neu-

münſter (Holſtein). Doch gleich ſeinem Berliner Kollegen verlangte er bares Geld: einen ganzen harten Taler und bereitete mir dadurch Tantalusqualen. Eine rätſelhafte, ſoll ich ſagen, perverſe Anhänglichkeit zog mich zu dem Bänkchen, auf dem ich die traurige Nacht zugebracht. Ein zartes Männlein mit weißem Bart in einem langen, ſchwarzen tadellos gebürſteten Rock, ſetzte ſich zu mir und brach eine Gelegenheit vom Zaun, ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Alsbald war ihm meine ganze Lage bekannt, ja, faſt glaube ich, er hatte ſie ſchon bei meinem Anblick erraten und ſich nur deshalb zu mir geſellt. „Junger Herr", ſagte er, „es gibt bei uns Leute, die ſich für junge Künſtler intereſſieren; erwarten Sie mich, ich bin bald zurück". Er verließ mich, verſchwand in ein großes Haus — kam wieder heraus —, es folgte ein zweites — er bog um die Ecke. Es war keine Stunde vergangen, ſo ſah ich ihn von weitem wiederkehren. Er wickelte etwas in ein Kuwert, das er aus ſeiner Bruſttaſche gezogen hatte, kam zur Bank und reichte es mir. „Hier, junger Herr, und Gottes Segen mit Ihnen" — damit entfloh er ſo flink, wie ich es ſeinen alten Beinen nicht zugetraut. Ich öffnete. Hurra, Geld! In großen und kleinen Münzen gegen dreizehn Taler. Der Alte hatte für mich „geſchnorrt". Täfelchen an alten Häuſern künden uns rühmend: hier lebte und wirkte der und der Ausgezeichnete. Etwas ähnliches möchte ich vollführen, indem ich die Adreſſe auf dem Kuwert des gütigen Greiſes reproduziere: „Herrn Oberlehrer Nathan Zelle, Hamburg." — Eine Stunde ſpäter beſaß ich meinen Kontrakt nach Neumünſter im funkelnagelneuen Preußen. Das

Erſte, was ich, dort angekommen, zu tun hatte, war: mich ſterblich in die „Muntere“ (es war immer die Muntere) zu verlieben. Ich debütierte als Don Eugenio in „Prezioſa“. Und weil ich mich bei der Probe nicht mit Grandezza aufrecht hielt, mahnte ſie: So halten Sie ſich doch gerade, Sie dummer Junge. Dieſer „dumme Junge“ drang mir tief ins Herz — ich ſah ſie dankbar gerührt an. Weiß nicht, was mich an ihrem „dummer Junge“ ſo beglückte? Ich ſchlief mit ihm ein und wachte mit ihm auf. Ich machte ihr täglich Fenſterpromenaden und hatte Gelegenheit, täglich auf einen andern öſterreichiſchen Offizier eiferſüchtig zu ſein. Kein Wunder: es iſt bekannt, daß die Habsburger Monarchie zum gemeinſamen Angriff mit Preußen gegen Dänemark ſorgfältig die bildſchönſten Leutnants ausgewählt hatte. Während nun Preußen die Düppeler Schanzen brach, nahmen die ſchmucken Herren vom Donauſtrand die weiblichen Herzen im Sturm. Da ich mich für jugendliche Liebhaber ganz und gar nicht eignete, ſo war ich für Neumünſter in wenigen Wochen erledigt. Es ging nach Berlin. Wo und wovon ich dort lebte — weiß Gott! Aber es geht alles, wenn man jung iſt. Eine Handvoll Zwetſchgen als Mittageſſen — auch gut. Durfte ich mich doch jetzt Mime nennen, und das war die Hauptſache! Eines Tages, da ich vor dem Muſeum die Amazone von Kiß aufmerkſam betrachtete, — was iſt das — mehrere Stimmen rufen meinen Namen. Ich wende mich raſch und erblicke — die Stendaler Bande. Die bekannten, jugendlich-frohen Geſichter drangen wie gute Gedanken in meine Seele. „Du mußt mit! — Wir berappen die

Reiſe — haben nur einen Ausflug nach Berlin gemacht. Wir ſpielen in Werder bei Potsdam — komm", rief das übermütige Völkchen durcheinander. Der kleine, charmante Vorwitz hing an meinem Arm, zu Hauſe war nichts zu holen, ſo ging ich auf dem Fleck mit. Das Städtchen Werder liegt auf einer Havelinſel; eine Fähre trug uns übers Waſſer. Wir hatten uns verſpätet, und Direktor P. wartete bereits am jenſeitigen Ufer und räſonnierte, da der Nachen anſtieß: „Gewiſſenloſe Mitglieder, Ihr ruiniert mich; ich ſoll pünktlich die Gage zahlen (Wer lacht da?), und Ihr verpraßt ſie in Berlin." Er beruhigte ſich bald, freute ſich, mich unter den Ankömmlingen zu erblicken, und drückte mir ſogar — hört und ſtaunt! — einen Taler in die Hand. „Aber nu' ſchnell, die Kartoffelbauern warten ſchon." — „Was ſpielen wir, Direktor?!" „Ejal, — wartet, Wohlmuth hier — den „Verſchwender". Nu' aber macht fix." — „Sind denn die Verſchwenderzettel ausgetragen, Herr Direktor?" fragte ich. — „Jawoll, der is och darunter." Die Kollegen lachten: ſie wußten, daß P. in ſolchen Dingen kein Engherziger war. Denkend wie ſein Kollege im „Fauſt"-Vorſpiel: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", ließ er in die Häuſer tragen, was juſt an Zetteln vorrätig. Jeder konnte bei ihm haben, was ihm Spaß gemacht hätte. Auf einem Zettel erſchienen „Die Räuber" angekündigt, auf einem andern „Pechſchulze", auf dieſem „Kabale und Liebe", auf jenem „Lumpazi vagabundus" oder „Don Carlos" uſw. Und die Darſteller, die auf dieſen Anzeigen prangten! Direktor zu Werder, faſt meine ich, du warſt nicht nur ein großer Erfindergeiſt, ſondern

auch ein kleiner Schalk! Da las man: Herr Helfaus, von Reinfall, Luft usw. Daneben die stolzesten der Bühnenwelt: Seidelmann, Devrient, Rachel. — In der schmalen Kegelbahn, die uns als Garderobe diente, vollzog sich unsere Umwandlung so flink, als ging's auf den Maskenball. Der Direktor, der den Diener des Verschwenders Flottwell, den treuen Valentin, spielte, stak im Nu in seiner Livree. Plötzlich tauchte seine Gemahlin, draußen auf einer Leiter stehend, im Fenster so spontan auf, wie Figuren auf Lichtbildern. Hastig und mit gedämpfter Stimme rief sie: „Der Mann wartet, wat soll ick austrommeln lassen?" Der Direktor halblaut: „den Verschwender! Wohlmuth aus Berlin als Gast in seiner berühmten Rolle als Kammerdiener Wolf. Nicht zu vergessen, Zauberposse mit Gesang!" Freilich wurde bei P. der Zauber ohne Dekorationen und der Gesang ohne Musik besorgt. „Is was zugekommen?", fügte der Bühnenleiter noch eilig bei. „Es jeht!" replizierte seine Gattin und war auch schon nach unten verschwunden wie durch eine Bühnenversenkung. Zwar hatte auch sie zu spielen, und als Fee Cheristane im Wolkenäther zu erscheinen, doch war es immer so eingerichtet, daß eine der beiden Direktionshälften in der ersten Szene unbeschäftigt blieb, um an der Kasse sitzen zu können. Direktor P. steckte wie bei allen seinen Rollen Mittel- und Zeigefinger in ein Schächtelchen mit roter Schminke, färbte mit einem kühn virtuosen Strich seine beiden Wangen, zog seinen Straßenüberzieher über die Valentin-Livree, stülpte den Rockkragen hoch und folgte seiner Frau durchs Fenster, um Kassenschluß zu machen. — Doch waltete über meinem Debüt-

Abend kein glücklicher Stern. In der Gesellschaftsszene des zweiten Aktes soll, durch einen Wortwechsel gereizt, ein junger Kavalier (der Bräutigam des von Flottwell heimlich geliebten Mädchens) seinen Gastfreund und Nebenbuhler zum Duell fordern. Bei dem Mangel an Personal mußte bei P. der liebenswürdige Franzose und harmlose Naturfreund Chevalier Dumont die Ausforderung übernehmen. Der Darsteller dieser Rolle war, was seine Räusche anbelangt, ein Uhrwerk: zuverlässig tags benebelt, abends nüchtern. Heute aber war er schlecht aufgezogen und schwankte beim Bühnenlicht. Weil Dumont unaufhörlich die Natur zu bewundern hat, so unterstrich der Künstler *diesen* Zug seiner Rolle und klammerte sich krampfhaft ans Fenster, das leicht angebohrt vorne stand. Die Ausforderung kommt — aber der Naturfreund schaut zum Fenster hinaus. Direktor P. in seiner Dienerlivree auf der Szene, gerät in Schweiß, nähert sich dem Chevalier und flüstert wütend: „Fordern Sie aus, Sie betrunkenes . . .“ Hier nannte er ein antimosaisches Tierchen. Frommer Wunsch! Der Naturfreund, froh, sich an etwas klammern zu können, blickt durch bläulich gestrichene Leinwandscheiben auf Flur und Au. Die Pause wird beängstigend. P. souffliert mit heißem Atem: „Ausfordern, Mensch, oder Sie sind augenblicklich entlassen.“ Aber Deutschland weiß es ja von seinem Kanzler: Not kennt kein Gebot. Der Chevalier hält am Fenster fest; nur ein rührender Blick sagt dem grausamen Meister: „Ach, könnte ich!“ Verzweiflungsvoll blickt P. mich an, ob ich, der Kammerdiener, nicht vielleicht ausfordern möchte? Ich schüttle verneinend! Da — ein Wetterleuchten über dem

Antlitz meines genialen Brotgebers. Man ſieht's, ſein Gehirn kreiſt, einen verwegenen Gedanken zu gebären; er ſtürzt vor und — ha, Mut in der Seele eines Lakaien! — und ruft höchſtſelbſt: „Herr von Flottwell, das geht zu weit, wir ſchlagen uns!“ Das ging nun dem Darſteller des Flottwell denn doch über den Spaß; er riß Mund und Augen auf, gaffte ſeinen Diener und Gebieter einen Augenblick verdutzt an und mit einem gedämpften: „Sie Ochſe“, verſchwand er von der Bühne. Betroffen, meinend es gelte ihm, wendet ſich der Naturſchwärmer am Fenſter, verliert das Gleichgewicht und bedeckt im Fall einen Teil der Bühne. Das Fenſter aber, das er in Treue auch jetzt nicht läßt, folgt ihm und deckt ſeine Schmach. Nach dieſem Knalleffekt fiel der Vorhang. Das Athen im Havelſee hielt alles für Abſicht und applaudierte entzückt. Direktor P. aber rieb ſich vergnügt die Hände und ſagte: „Kinder, det Stück jefällt!“ Noch wenige Vorſtellungen und P. zog mit ſeiner Kunſtkarawane weiter durch den märkiſchen Sand. Nach Werder wurde Beelitz unſerer Kunſt überantwortet. Wir erhielten Weiſung, unſere Koffer, Körbe, Schachteln zum Direktor zu ſenden, der den Transport der Effekten zu beſorgen hatte. Auch bei dieſem Anlaß zeigte ſich der originelle Geiſt dieſes merkwürdigen Mannes; das Verſetzen lag ihm im Blut. Nachdem er uns auf einen Leiterwagen geladen und expediert hatte, verpfändete er, um von Werder loszukommen unſer Hab und Gut, dieweil er ſeine Habſeligkeiten (Barnum, Strußberg und all ihr Fürſten im Reiche des Schwindels, was ſeid ihr für Pygmäen!) in Stille bereits vorausgeſchickt hatte. — Der Stamm-

tiſch der Kneipe neben dem Theaterſaal in Beelitz ähnelte am Abend unſerer Ankunft einem närriſchen Quodlibet, von einem übermütigen Spaßmacher in weinſeliger Laune erfunden. Das Komödiantenvölkchen hatte ſich nämlich, einer Einladung folgend, zur Honoration des Städtchens geſellt: Der Herr Bürgermeiſter, ſteif wie ſeine überlebensgroßen Vatermörder, ehrte das Direktionspaar, das ihn ſterbend in Devotion flankierte, durch herablaſſendes Schmunzeln. Neben der tiefroten Bardolphnaſe des Beelitzer Ochſenmörders erſchien unſere Luiſe blaß auch ohne Schminke. An der Seite unſeres vierzehnjährigen Genies mit dem blonden Lockenköpfchen vermochte die fadenſcheinige, wie von Motten benagte, nachläſſigſitzende Perücke des Polizeigewaltigen nur ſchlecht zu täuſchen. Nachdem uns die Beelitzer Würdenträger mit Schnäpschen und kühlen Blonden reichlich regaliert hatten, ſteuerten ſie mit der Polizeiſtunde ihren Ehebetten zu, ſchnurgerade wie der Eſel zu ſeiner Krippe. Darauf bekam das weibliche Perſonal ein abgeſondertes Zimmer, für das männliche wurde Stroh im Theaterſaal aufgeſchüttet, einem alten Freund der Muſenſöhne, auf dem ſich's prächtig träumen ließ von ſchönen, großen Rollen. Das Theater war ſehr ſchmal und die Möglichkeit, die Garderobe hinter die Kuliſſen zu verlegen, ausgeſchloſſen. Ein glücklicher Zufall half! Der Ziegenſtall, der an die Bühnenſeite grenzte, wurde, indem man die rechtmäßigen Inſaſſen umquartierte, zu unſerm Ankleidezimmer gewandelt. P. tat ein Uebriges und ließ den Neueinziehenden friſches Stroh ſtreuen. Die Eröffnungsvorſtellung war das rührende, echt märkiſche Volksſchauſpiel „Lenore“ von Holtei. Ich ſpielte

den preußiſchen Huſarenleutnant Wilhelm, um den Lenore ſich die rabenſchwarzen Haare rauft. Hegel fertigt die Liebe mit der Bemerkung ab: „Sie iſt die Kaprice auf die Eine.“ Auf mich aber, bin ich überzeugt, hätte ſich kein menſchliches Weſen kapriciert, wenn's nicht Vorſchrift der Rolle geweſen wäre. Das Geſicht hatte ich mir in Ermangelung von Schminke und Puder mit Mehl angeſtrichen, das ſich aber auf der von der Kälte geröteten Naſe nicht heimiſch fühlen wollte und ſchnöde abfiel. Statt der weißen Trikots hatte ich Beinkleider meines Chefs an, die, im Prinzip weiß unter dem Regime ſeiner Gemahlin nie zur Entfaltung ihrer Unſchuldsfarbe gelangten. Statt ſchneidiger Kavallerieſtiefel ſtaken meine Beine in abgeſetzten hohen Schäften wie in Trichtern. Wie Don Quijote in einem Falſtaffgewande ſich verloren hätte, ſo ich in meiner viel zu weiten Huſarenjacke. Viel zu groß war mir auch mein Tſchako und gravitierte unaufhörlich abwärts zur Naſe. Ein alter Rieſenſabul hing mir ſo ſalopp vom Leibe, daß er ſich nicht ſelten von links nach rechts verirrte. Dergeſtalt angetan durchkroch ich das große viereckige Loch, das Stall und Bühne verband. P. hatte auch in Beelitz eigenhändig die Szene erbaut, und weil ein Podium fehlte, Bretter über „Böcke“ gelegt und feſtgenagelt. Nur leider, die Zeit war knapp, nicht alle. Unglücklicherweiſe trat ich, juſt als ich auf die Szene ſollte, auf eines der nicht feſtgenagelten Bretter, das ſich durch meine Laſt hinter den Kuliſſen auf der Bühne hoch aufbäumte, dieweil es mich hinten unwillig an die friſch geweißte Wand warf. Die Beelitzer hatten ihr Geld nicht umſonſt ausgegeben und amüſierten ſich

königlich. Meinem Papa, dem ſtolzen Herrn Baron, der auf der Bühne ſtand, riefen ſie munter zu: „Oller Junge, Boden flicken laſſen!“ Hohnlachen war alſo mein Auftakt. Ich begann loszulegen und von meiner Lenore zu ſchwärmen. Die Heiterkeit hielt nicht nur an, im Gegenteil, ſie ſchien noch allgemeiner zu werden. Geſchah's immer noch, weil die Welt der Bretter aus den Fugen war? Nein, das ging mich an, ganz ohne Zweifel, mich. „Alle Teufel“, denke ich, „iſt vielleicht dem jungen Kriegshelden etwas an ſeinem Koſtüm in Unordnung geraten?“ Ich wende mich, um viſitieren zu können, und reize durch die weiße Farbe meines Rückens, die ich der Kalkwand von vorhin verdanke, noch mehr die Lachmuskeln der Zuſchauer. Nein, nein, alles hermetiſch . . . Aber — o Lumpenkomödianten! — was entdecke ich? In meinen Stiefelſchäften zwei hohe Strohhalme, die, ſowie ich ſchritt, ihre leichten Köpfchen wiegten und wie verſtändnisinnig ins Publikum nickten und grüßten. Ich riß die Zeugen des Humors meiner Kollegen und unſerer Garderobe aus den Stulpen und ſchwärmte weiter von meiner geliebten Pfarrerstochter. Wenige Wochen nach dieſer glanzvollen Aufführung verließ ich Beelitz, und zwar in der normalſten Weiſe — d. h. ich ging durch.

In Verden, der uralten Welfenſtadt, war der Theaterſaal geräumig, die Truppe um ein Beſcheidenes beſſer. Ich ſpielte trotz meines Knabenalters den Stauffacher, den Heldenvater in dem Schickſalsdrama „Die Schuld“ von Müllner, den Waffenſchmied Friedeborn im „Käthchen von Heilbronn“. — Die Muntere in Verden nahm mich um eine Nuance ernſter als die zu Neumünſter.

Es war ſo recht eine weibliche Theaterbude, das Stübchen, in dem ſie hauſte, und nur ein Philiſter hätte die Naſe rümpfen können bei dieſer liebenswürdigen Unordnung. Hier ſtand die offene Schminkſchatulle auf dem Theaterkorb, dort lagen Rokokoſchuhe oder Spitzenhäubchen puderbeſtaubt; auf Stühlen, Fenſterbrettern Rollen, Schleifen, Strumpfbänder; — in einer Ecke aber hatte ich mich eingeniſtet, büffelte meine Rollen und las meiner Freundin, dieweil ſie ſich ihre Koſtüme für den Abend zurecht ſchneiderte, nähte und richtete, die ihren vor. Das Gedächtnis der Frauen — ich habe die Erfahrung — iſt ein viel flinkeres als das des männlichen Geſchlechts. Das meiner Munteren war ſchier unheimlich: der dickſte Part, wenn ich ihr ihn zweimal vorlas — „ſaß“! Es war, als ob ſich die Worte in ihrem Gehirn abphotographierten. Auch ſonſt machte ich mich bei ihr nützlich wie ich konnte: beſorgte ihr hundert kleine Kommiſſionen, die bei Schauſpielerinnen nie ausgehen und trug ihr tägliches Liebesbriefchen an ihren Bräutigam in Königsberg zur Poſt — und zwar ohne die geringſte Eiferſucht. Dafür bemutterte mich die Kleine, ſtrickte mir hohe, ſchwarze Franz Moor-Strümpfe und häkelte mir einen breiten Ritterkragen. — Oſtern kam, die Saiſon war zu Ende. Ein Winkelagent ſchickte mich nach Arnswalde (Pommern), wo ich jedoch nur kurze Zeit verblieb. Ich fuhr nach Stettin, wo es mir ſo traurig ging, daß wiederholt eine Wieſe hinter der Stadt mein Nachtlager war; aber es war warmer Juni, und die Gaſtgeberin forderte, ſo wie der ſchattige Zweig in dem wunder-lieblichen Uhlandſchen Gedicht „Der Apfelbaum“, keine Zahlung

von mir. Ich erfuhr von einer Lücke im Perſonal in Paſewalk und wandte mich dahin. Aber wehe, auf dem Wege zum Direktor, juſt am Marktplatz ſprang über dem Spann meines linken Fußes radikal von einer Seite zur andern — es klang wie ein kurzer, dumpfer Aufſchrei! — das Leder meines Stiefels. Ich hinkte ins Wirtshaus zurück, ſuchte meine ſchwarzen Theaterſtrümpfe von lieber Hand hervor, drückte ſie erſt an meine Lippen und zog ſie dann über die blamierten Füße, ſchlupfte in meine Franz Moor-Schuhe und ſo ausgerüſtet dem Bühnengewaltigen Paſewalks entgegen! Dieſer aber überſchaute mit einem Blick meine ganze klägliche Lage und riet mir, mein Glück in Prenzlau zu verſuchen. Aber auch da wollte man den armen dramatiſchen Wanderburſchen nicht einſtellen. Darauf verſuchte ich es in Neuſtadt-Eberswalde. Umſonſt! Die Truppe hatte das Städtchen vor kurzem verlaſſen. Das viele Gehen, die friſche Luft, die jungen Jahre — und mehr als vierundzwanzig Stunden nicht einen Biſſen! Ich war hungrig wie ein Wolf der Steppe und fühlte mich dazu tief beſchämt. Trotzig ſah ich vor mich hin und grollte: Fechten oder ſich erſäufen! Mit geſenktem Kopf durchzog ich das Städtchen. Vor einem der beſten Häuſer blieb ich ſtehen . . . nein, nein — unmöglich: — weiter! Am Ende des Städtchens hielt ich, lehnte mich an einen Wegweiſer, ſchloß die Augen und ſann —. Ich ſah die Wagſchalen vor mir und wog ab. Mein ganzes kurzes Leben zog in ſchattenhaften Bildern an mir vorüber. Am deutlichſten ſah ich die bekümmerten Geſichter meiner Eltern und Geſchwiſter. Auch Geſtalten der Bettler, die ich zu Hauſe beſchenken durfte,

tauchten vor mir auf. Ach, und all die schönen Rollen, die ich noch zu spielen hoffte! Dummes Zeug, zurück ins Städtchen! Jagos Wort: „Ersäuf' Katzen und junge Hunde" hielt mich gefangen wie der Refrain eines Gassenhauers. An einem Hause der Hauptstraße, mit einem Schnittwarengeschäft, hielt ich — schrecklicher Entschluß! — Da kam etwas Unerwartetes: eine Art Lustigkeit sprang plötzlich auf in mir, ein Uebermut, der alle ideale Blödigkeit für einen Augenblick zur Seite schob. Jaja, er ist keine Fabel, der Galgenhumor! Er stupfte und schupfte mich die Steintreppe empor zur offenen Ladentür: sei kein Narr! Ein Moment des Schwindels, und ich trat ein. „Was wünschen Sie", fragte mich eine junge Frau, die am Ladentische stand. Alles Blut, das in mir war, stieg mir in den Kopf und verwirrt stotterte ich: „Sie verzeihen, wohnt hier der Theaterdirektor?" Dabei traten mir Tränen, groß wie Wassertropfen bei einem Platzregen, in die Augen.

„Hier hält sich ja gegenwärtig keine Truppe auf." „Ich danke", brachte ich hervor, mich nach der Türe zurückziehend. — „Oder doch", sagte die Frau, „jetzt besinne ich mich; warten Sie, ich schreibe Ihnen die Adresse auf." — Nach wenigen Augenblicken legte sie ein Papier in meine Hand, das zwar nicht die Adresse eines Theaterdirektors, wohl aber eine an alle Welt, enthielt: Geld. — Ich merkte mir Hausnummer und Firma, und wenige Monate darnach erhielt die Schnittwarenhandlung von einem Anonymus einen kleinen Betrag in Briefmarken zugeschickt. — Nach Neustadt beschloß ich in Angermünde mein Heil zu versuchen. Verlorene Liebesmüh auch hier! Man empfahl mir

Freienwalde. Ohne Raſt dorthin! Aber „wenn das Unglück kommt, ſo kommt es in Geſchwadern“! Kaum eine halbe Stunde hinter Angermünde fing es heftig zu regnen an, was für meine dramatiſche Fußbekleidung eine förmliche Auflöſung bedeutete. Jeder zur Beſchotterung der Landſtraße aufgeſchichtete Steinhaufen war mir eine willkommene Oaſe. Plötzlich, da ich gerade wieder, behende wie eine junge Katze, über ſo ein ſteinernes Gebirge voltigiere, rief mir ein Angermünde zueilender Bürgersmann zu: „Sie woll'n wohl wachſen und jedeihen, weil Sie bei die Näſſe auswandern? Kommen Se man zurück, und warten Sie in einer Schenke ab, bis die Schleuſen ſich jelegt.“ Ich hielt und machte eine verlegene Miene. Der Pſychologe erriet und ſagte gutmütig: „Na, kommen Se man, ick zahle.“ Dieſe Zauberformel brachte mich im Nu an ſeine Seite. Wir kehrten in der erſten Wirtſchaft ein, und da mir mein Gönner die Wahl des Getränkes freiſtellte, ſo erbat ich mir den langentbehrten Kaffee. Am runden Stammtiſch bei ihm durfte ich freilich nicht Platz nehmen — um ſo ungenierter verſchlang ich an einem andern abſeits eine Unzahl Semmel zu der Brühe, die von den drei Bedingungen, welche Voltaire an den Begriff Kaffee geſtellt haben ſoll: „ſchwarz wie die Nacht, ſüß wie die Liebe, heiß wie die Hölle“, wenigſtens die letztere erfüllte. Bevor der biedere Märker ſich entfernte, ſchob er mir noch zwei zweieinhalb Groſchenſtücke, taktvoll in ein Papier gewickelt, zu. Die Wirtin ſah's, und da ich mich zur Weiterwanderung erhob, ſagte ſie: „Nu jeben Sie der Minna wenigſtens en Trinkgeld, Männeken, nachdem Sie hier jenaſſauert

haben.“ „Gerne!“ log ich und gab der pausbackigen Kellnerin, die ſich an meiner Seite ausnahm wie auf Heiligenbildern blaſende Poſaunenengel neben einem Asketen, die Hälfte meines Vermögens, mit dem meine verwegene Phantaſie bereits Luftſchlöſſer gebaut. Kurz vor Freienwalde ſah ich eine Geſtalt ſich hinkend fortſchleppen, deren Anblick mich erſchütterte. Was noch an Haut und Fleiſch an dieſem zerbrochenen Gerippe hing, war eine Wunde: zerriſſene Füße, blutigrote Augenränder, Schwären überall. Das Ganze mit ſamt den Fetzen am Leibe in Schmutz getaucht. Vom Rücken ſchlampte dem Greis ein grober Sack mit zuſammengebettelten Kartoffeln und Brotreſten. Törichter Staat, der ſolch zertretenen Wurm auf die Straße läßt! Das kranke Alter, das nichts mehr erwerben kann, deſſen ſehnſüchtiger Traum ein bißchen Stroh in einem Stall für die heutige Nacht iſt, ruft ihm zu: Ich klage an! Der Aermſte ſtreckte mir bittend die Hand entgegen und — unnütz waren auch meine hochfliegenden Pläne mit der zweiten Münze! Pſychologen mögen ergründen warum; aber ich fühlte mich mit eins wie erlöſt, ſo leicht als ob meine Seele Flügel bekommen hätte. Ich ſprang weiter wie beſoffen von Idealismus. Auch in Freienwalde fand ich kein Engagement. Aber durch Zufall einen Ruf nach Soldin und ein Landfuhrmann lud mich im Auftrag des dortigen Bühnenleiters zum Torf auf ſeinen Leiterwagen, dem Teſpiskarren des uckermärkiſchen Sandes. In Soldin ſtellte ich mich dem Direktor nach altem Brauch der Schmiere im Theatergaſthaus vor. Mein Chef fragte mich: „Haben Sie ſchon Logis?“ — „Ich bin eben erſt angekommen.“ — Ein anweſender

Gaſt erhob ſich und bot mir unentgeltlich Logis an — es war einer von der Polizei. „Sie haben kein Unterkommen und wahrſcheinlich keine Legitimation, kommen Sie mit!“ — „Bitte, hier iſt mein Paß!“ — „Hm, — aber er iſt nicht richtig viſiert, alſo —.“ Dem Direktor nur, der die Garantie übernahm, daß meine Anweſenheit in Soldin Preußen nicht aus den Angeln heben würde, verdanke ich, daß der ſtrebende Diener des Staates von mir abließ und zu ſeiner kühlen Blonden zurückkehrte. Direktor Struwe zog hier nur ſeine Geſellſchaft zuſammen, um an einem andern Platze ſein Gerüſt aufzuſchlagen. Während unſeres kurzen Aufenthaltes in Soldin ſpielten wir „auf Teilung“. Auf Teilung ließ Struwe mit Vorliebe an ſolchen Orten ſpielen, wo außer der Rollenverteilung ſelten was anderes zu verteilen übrig blieb: zweieinhalb bis drei Groſchen für einen Ferdinand oder Wilhelm, für eine Stuart oder Lenore. Es war Brauch — auch einer von jenen, „wo der Bruch mehr ehret als der Brauch“ —, daß wir ſelber das Städtchen durchzogen, um zu den Vorſtellungen einzuladen. War's Mitleid, war's Enthuſiasmus? Eine brave Bäckersfrau ſteckte mir einmal bei dieſer Gelegenheit ein paar Semmeln in die Taſche — ſie waren freilich altbacken. Keiner von uns, keiner im Ort, erfuhr, wohin nach Soldin die Reiſe gehen ſollte. Direktor Struwe, der ſich ſelbſt rühmte, „hell im Koppe“ zu ſein, folgte auch hier ſeiner altbewährten Praxis, durch falſche Gerüchte ſeine Gläubiger irre zu führen. Endlich kam Order: heute in ſpäter Nacht mit den Reiſetaſchen vors Tor. Hier erſt harrte unſer ein mit Dekorationen beladener Leiterwagen, nahm uns auf und

rollte mit dem ganzen Künſtlerballaſt hinaus auf die dunkle Landſtraße. Erſt als in Letſchin, einem ſehr großen, reichen Dorfe der Uckermark, der Wagen hielt, erfuhren wir, daß unſer Beſtimmungsort erreicht ſei. Hier gingen die Geſchäfte ausgezeichnet, und unſer altes, kleines Direktionsfäßchen, mit einem Geſicht wie eine Butzenſcheibe, ſchlappte im Garten, in dem die „Arena“ errichtet war, in ſeinen geſtickten Pantoffeln vergnügt umher. Auch ſonſt befand er ſich ſtets in ſo tiefem Negligé, daß ſich der große, dunkle Knopf, der ſeine weite Nankinghoſe hielt, auf ſeinem Bauche markant abhob. Das Würdenhaupt des Direktors deckte ein breitkrempiger Strohhut und typiſch für ihn war die ewig belegte Butterſtulle in ſeiner Rechten. Struwe ließ mich eines Tages, da er, ein geborenes Finanzgenie, eben dabei war, ſeinen Mitgliedern die kürzlich bezahlte Gage wieder in Sechsundſechzig abzugewinnen, ins Wirtshaus kommen und machte mir, mit der einen Hand ſein Wänſtlein, mit der andern meine Backen ſtreichelnd, den ehrenvollen Antrag, das Amt eines Requiſiteurs inkluſive Zettelbeſorgung zu übernehmen — gegen fünf Silbergroſchen Diäten pro Tag. „Die Requiſiten mit Genie beſorgen“, meinte er, „ſteht mir höher in der Kunſt, als ſämtliche Mööre in den Räubern ſpielen“. Ich ſchlug ein, klebte Zettel an und ſchleppte aus allen Ecken und Enden des Dorfes all den verrückten Kram zuſammen, der für eine Vorſtellung oft erforderlich und auf einem Fleck beiſammen ausſieht wie eine Diebsbeute. Freilich war ich recht beliebt und alle im Dorfe borgten mir, was ich im Namen der Kunſt erbat; ſelbſt der Herr Paſtor einen ſchwarzen Rock für ſeinen Amtsbruder in „Lenore“.

Ach, und erſt ſeine Frau! Dieſe unſagbar gütige alte Dame! Nicht ohne Rührung kann ich an ſie denken, die jeder ſo gerne mit dem ruſſiſchen Liebeswort „Mütterchen“ angeredet hätte. Was nur möglich, ſuchte ſie im Hauſe für mich zuſammen und erleichterte mir auf dieſe Weiſe mein beſchwerliches Amt. Und wie oft, wenn ich, mit Flinten, Schaufeln uſw. beladen, erhitzt über den weiten Dorfplatz lief, rief ſie mir, am Zaun des Pfarrgartens ſtehend, zu: „Herr Wohlmuth, etwas Obſt, Sie eſſen es ja ſo gerne.“ Und damit gab ſie mir eine Schüſſel mit Aepfeln und Birnen, und jedesmal fanden ſich in den Tiefen Zehn-Groſchenſtücke, auch halbe und ganze Taler. Die „Räuber“ kamen zur Aufführung, und um die böhmiſchen Wälder zu „wattieren“, ſollten Hunde auf die Bühne. Doch, woher ſie nehmen? „Ach was“, rief bei der Beratung Karl, „das iſt Wohlmuths Sache: Hunde ſind Requiſiten.“ Hatte er recht? Oder hört mit der Bewegung das Requiſit auf? Die Rechtsbücher ſeit Moſes ſchweigen ſich aus darüber. Und ſo blieb mir, dem Franz Moor des Abends, nichts übrig, als im Dorf auf Hundefang auszugehen. Ein „Gutsbeſitzer“ (ſo ließen ſich die reichen Bauern der Gegend gerne nennen), der juſt die Straße kam, war mir hilfreich und pumpte mir ſeinen großen Köter, Ulmer Raſſe. Dieſer Prachtkerl aber ſollte meine Schmach rächen! Mehr Kunſtverſtändnis als die Zuſchauer beweiſend, winſelte und heulte er am Abend, übertönte Karls Organ und geriet ihm einmal derartig zwiſchen die Beine, daß er den Helden beinah zu Fall brachte. Tagsdarauf ſtand das vierzigjährige Jubiläum des Direktors auf dem Spielplan. Schon ſeit einer Reihe von Jahren feierte

Struwe dieſen glorreichen Tag in allen Städtchen und Dörfern. Und warum auch nicht? Die Sache warf ihre 25—30 Taler ab und erforderte keine Regieſpeſen; denn die nötigen Requiſiten: Der bronzierte Lorbeerkranz auf einem Kiſſen, überzogen mit dem Samt einer abgelegten Pluderhoſe, die Adreſſe des Perſonals uſw., waren längſt dem Theaterfundus einverleibt. Die Ehre, in einer feierlichen Anſprache die ſeltenen Verdienſte des Jubilars um die deutſche Kunſt herauszuſtreichen, wurde mir zuteil. Präziſe aufs Stichwort begann der erhabene Greis ſeine Tränen zu bekämpfen und ſeiner Rührung mühſam Herr zu werden. In Ermangelung anderer Jungfrauen überreichten darauf — natürlich alles coram publico — zwei meiner Kolleginnen dem wie überraſcht Daſtehenden den Kranz. Die Fettmaſſen ſeines Geſichtes zuckten wehmütig — es verſchwamm! Kollege W.'s Part war nunmehr, dem Gefeierten den Kranz aufs Haupt zu ſetzen; er mußte wenigſtens ſo tun, denn der Erſchütterte lehnte mit der Würde, mit der Cäſar ſchon vor ihm den Kronreif zurückwies, den dargebotenen Schmuck ab — ſtammelte ſodann, die Ehrengabe in Händen, einige Worte des Dankes, verſchwand von der Bühne, vertauſchte den Lorbeer mit einer belegten Butterſtulle, und die Feierlichkeit hatte ihren Abſchluß gefunden. Von Letſchin ging Struwe nach Strausberg. Ich aber verließ ihn; mein Ehrgeiz trieb mich nach Seelow, wo das klaſſiſche Repertoire, wie es hieß, ſehr gepflegt wurde. Ich ging zu Fuß und unterſchied mich von anderen Handwerksburſchen nur vermöge eines Zylinders, den mir ein Letſchiner Schneider aus Kunſtbegeiſterung aufgebügelt hatte. Der Direktor in Seelow

war eine ſtattliche Geſtalt, in langem, überbequemem Gehrock; ſein altes Geſicht mit den vielen ſchlappen Wulſten hatte den friedfertigſten Ausdruck. Er empfing mich mit größtem Wohlwollen. „Herrjemerſch nee, ja“, rief er, „ich habe von Sie gehört, Sie ſollen ja à verfluchtes Dierchen ſein: Sie ſpielen nicht allene den Franz Moor, ſondern beſorgen auch ſchenial die Requiſiten. Nu ja, da kann ich Sie meinem Inſtitute einverleiben; denn ich pflege die Glaſſiger wie keen anderer. Mutter, bring uns à paar herzſtärkende Schnäpschen und etliche Butterbemmen! — Heut' muß die Maria Stuart drangglooben.“ In welchem Staate die Wiege des Redners geſtanden, bedarf nach der gegebenen Probe wohl nicht erſt geſagt zu werden. Ich ſchlug dem Direktor als Antrittsrolle den Mephiſto vor. „Nee, hören Se“, rief er, „den „Fauſt“ von Goethen, nee, den wollen wir denn doch nicht riskieren; ich hab' zwar das Material für das Stück — in meiner Bibliothek —, kann mer auch vorſtellen, daß Ihnen der Herr der Wanzen und der Flöhe auf den Leib geſchrieben is, denn dafor haben Se was (ich verbeugte mich), aber nee, nee — wenn's durchaus à Schubiak ſein ſoll, ſo ſpielen Sie eben übermorgen den Erzbiſchof Leopold in „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ — Mutter, gib ihm die Rolle.“ Ich war's zufrieden, eilte ſtehenden Fußes zum Barbier und rief ihm zu: „Bitte, ſcheren Sie mir eine Tonſur!“ Der gute Mann, der von dieſer römiſch-katholiſchen Friſur nie gehört hatte, glaubte, nicht recht verſtanden zu haben und fragte: „Wat woll'n Se, det ick Ihnen ſcheren ſoll?“ — „Hier, eine Tonſur, ſo groß wie ein Doppeltaler!“ Der Mann mit dem Geſchäftsſchild, das Don

Quijote für Mambrins Helm hielt, retirierte hinter seinen Operationsstuhl. Nachdem ich ihn aber über alles aufgeklärt, und daß katholische Priester, sobald sie das Gelübde der Keuschheit ablegen, sich die Haare scheren lassen, so sie ihnen nicht schon vorher ausgegangen, beruhigte er sich und tat mir meinen Willen. Nun im Triumph zurück zu meinem Direktor. Den aber zerriß es schier vor Lachen. „Ach, Herrjemersch nee, — das is ja — ich berschte schier — Dunner ja, Sie sind ja à junges Viech, nehmen Sie's nicht ungut: Erschtens könnten Sie ja eene Perücke aufsetzen, und dann hab ich für den Erzbischof à blaues Käppchen in der Garderobe, und schließlich hab' ich mir überlegt, daß ich das Stück gar nicht geben kann — na, beruhigen Sie sich nur, mein gutes Dierchen, Sie spielen das Würmche in „Kabale und Liebe". — Sie haben also umsonst Haare gelassen, armer Absalom — nee, es is zum Dotschreien." — Nach einigen Wochen verließ ich Seelow und reiste nach Wriezen an der Oder ins Engagement zu Direktor Hartmann. Man hatte mir viel Gutes von dem Mann erzählt: er übertraf meine Erwartungen: Ich fand einen ungewöhnlich intelligenten, ehrenhaften, alten Mann mit einem Fleiß, der einen Zug ins Geniale besaß. Ohne seine graue Liszt-Mähne hätte man ihn für einen Handwerksmann gehalten; denn um die körperlichen Arbeiten, die ein Theater fordert, ausführen zu können, sah man Hartmann fast immer, eine Schürze vorgebunden, mit zurückgestreiften Hemdsärmeln. Er war Feuer und Flamme für die Kunst und seine Truppe. Es war übrigens eine recht patriarchalische Schmiere. Hartmanns Gattin hatte

ihm in ſeinen vier Söhnen, einen Theatermeiſter, erſten Helden, Dekorationsmaler und Kapellmeiſter geſchenkt. Jeder tüchtig oder doch genügend in ſeinem Fache. Auch ein Töchterchen gab's, in das ich mich, obgleich es ſentimental ſpielte, munter verliebte. Zu dieſem eiſernen Familienbeſtand engagierte Hartmann nur noch wenige Mitglieder. Seine Frau, von behaglicher Rundlichkeit, mit ihrem ſtereotyp gutmütigen Lächeln, ſah viel eher aus wie eine begüterte Bäckersfrau als ehemalige „Sappho". Sie hatte den reichen Garderobeſchatz, den Hartmann eigenhändig muſterte, beſſerte und flickte, zu verwalten. Er war ihre Mitgift geweſen als Hartmann bei ihrem Vater, gleichfalls einem herumirrenden Theatermann, um ihre Hand anhielt. Die Bühne betrat ſie nicht mehr. Jeder Ankömmling vernahm von ihr: Unſer Theatervorhang iſt eine Reliquie: er beſtand ſchon, da Deſſoir als Anfänger bei meinem Vater geſpielt. Die alte Dame kam auch darum ſo gern auf dieſes Thema, weil ſie dabei Gelegenheit fand, die Bemerkung einzuſchmuggeln, wie Deſſoir in das jugendliche Direktionstöchterchen ſterblich verliebt geweſen. Die Trauben hingen aber für das arme, polniſche Jüngelchen zu hoch. Eines der erſten Stücke, in denen ich bei Hartmann in einer Nebenrolle auftrat, war Shakeſpeares „Die Komödie der Irrungen". Der luſtige Wirrwarr in der übermütigen Kapriole des Gewaltigen entſteht dadurch, daß zwei Herren und zwei Diener ſich ähneln wie zwei Tropfen Waſſer. Damit vermochte Hartmann ſo aufzuwarten, daß ſich ſogar ſein Kollege aus Stratford dankend vor ihm verneigt hätte: Er ließ die vier Leute von ſeinen vier Söhnen ſpielen. Es wird zwar

Alois Wohlmuth als Malvolio

viel nachgemacht auf deutschen Bühnen, aber ich wette, das wird nach Hartmann beim stärksten Wollen kein Theaterleiter mehr zustande bringen. Nach drei Wochen schon ging's von Wriezen nach Prenzlau. Hier bot mir Hartmann Gelegenheit, mich an das Kühnste in der Schauspielkunst zu wagen: ich spielte den Mephisto, Nathan, Shylock, Harpagon, Richard III. Die letztgenannte Riesentragödie, die ich nie vorher auf der Bühne gesehen, richtete ich für unser knappes Personal ein. Die Rollen schrieb ich nachts aus, wobei mir ein armer Soldat, mit dem ich mein bescheidenes Mahl teilte, beistand. Mit seiner Hilfe schaffte ich auch den Sarg, der im ersten Akt über die Bühne getragen wird, ins Theater. Und so, wie ich die Rollen damals gab, so blieben sie nach zwanzig und dreißig Jahren. Technisch wurde später manches nachgeholt, aber an der Intention nichts geändert: Der Diktator in mir befahl: so und nicht anders. In dem Einakter „Im Vorzimmer Seiner Exzellenz" spielte ich einen greisen Diätisten, auf dessen Bittgesuch um Beförderung der Minister, nachdem er ihn mit einem kurzen Seitenblick gemustert, die Randbemerkung schreibt: „Zu alt und darum ad at a." Diesen Minister spielte ein Schauspieler Lips und hatte die geniale Idee, den bösen Mann in der Maske — Bismarcks zu geben und noch dazu mit einem Stich ins Komische: die berühmten drei Haare forcierte er zu drei Spitzen wie die der Pickelhaube. Ich berichte diese Sache absichtlich, damit man sieht, was man in Preußen, noch knapp vor dem 1866er Sieg, gegen den märkischen Junker und baldigen Nationalheros wagen durfte. — Genannter Mime zog auch nie

auf der Bühne die Kopfbedeckung in normaler Weiſe; tat vielmehr wie alle „ſcharfen Spieler“ jener Zeit: er verdrehte die Rechte wie im Krampf, zwang ſie wie mühſam in die Höhe nach links und riß dann mit einem ſchnellen Ruck Hut oder Mütze vom Haupt. Ich fragte mich immer, was dieſe „Nuance“ zu bedeuten habe, und kriegte es endlich heraus, daß dieſe armſeligen Ableger ein Gebrechen des großen Ludwig Devrient nachäfften, der das Chiragra hatte und nur auf dieſe Weiſe zum Barett gelangen konnte. — Mitte Februar 1866 überſiedelte die Truppe nach Friedland (Mecklenburg-Strelitz). Auch hier durfte ich mich in den größten Aufgaben des Charakterfaches zeigen. Die Empfindung, die die Leutchen des kleinen Landſtädtchens für meine Darbietungen an den Tag legten, muß mich heute noch in Erſtaunen ſetzen! Wo nahmen ſie nur bei einem Geſichtskreis, eng wie ihre Stadtmauern, Sinn und Blick für das Echte in der Kunſt? Sie unterſchieden nicht zwiſchen mir und den andern, ſie ſchieden mich förmlich von ihnen: ich war der „Kirl“ (Kerl), die andern die „lütt'en Späler“ (kleine Spieler). Die mecklenburgiſchen Lorbeeren waren kompakter Art: Gänſebrüſte, Würſte, Schinken, Torten kamen zu Hauf' in meine Stube; dazu täglich in vergoldeten Porzellankannen dampfender Kaffee — auch Punſch und Grog. Eine beſondere Ehrung wurde mir dadurch zuteil, daß das Wochenblättchen, künſtleriſchen Angelegenheiten bis dahin fernſtehend, neben der Ankündigung des nahen Viehmarktes eine Kritik über meinen „Nathan“ brachte. Eine Anerkennung aparter Art war es gewiß auch, daß im Schaufenſter der Apotheke zwiſchen Töpfen,

Büchſen und Flaſchen mit Giftwappen meine Photographie als Franz Moor prangte. — Mit den Feldarbeiten des Frühjahrs brach der Theaterbeſuch des ackerbautreibenden Ortes radikal ab. Die Truppe kehrte nach Prenzlau zurück. Deutlich erinnere ich mich: es war während der Vorſtellung „Ben David oder Chriſt und Jude", als Hartmann die Schreckensnachricht hinter die Kuliſſe brachte: Krieg mit Oeſterreich! Traurig ſpielte ich meinen edelmütigen, alten David zu Ende, packte noch zur Nachtzeit meine Habſeligkeiten, um ſchon früh am Morgen in mein Heimatland zurückzukehren.

In ſchwarzer Nacht war der Zug in der Grenzſtation Bodenbach eingefahren. Ich lugte neugierig aus dem Kupeefenſter, und das Erſte, was ich beim matten Schein der Gaslaternen erblickte, war das Manifeſt des Kaiſers: „An meine Völker". Auf der Station gab es viel Bewegung, viel wichtige Geſchäftigkeit; aber eine unheimliche, bleierne Beklommenheit lag über allem: Der häßliche Auftakt des Krieges, dem gähnenden Hauch des Raubtieres vor dem Mordſprung ähnelnd. — Mein Vater war damals Direktor der großen Bierbrauerei in Fünfhaus bei Wien. Zu ihm reiſte ich. Ueberall, auch in dieſem Vorort, an allen Ecken und Enden, das mannshohe Plakat: „An meine Völker". In allen Schaufenſtern Karikaturen des Königs der „Butterbemmenеſſer" und ſeines Premiers Bismarck. Daneben ſah man Napoleon III. als verhetzenden Reineke dargeſtellt, oder wie er auf der Spitze ſeines hochgedrehten Schnurrbarts die Erdkugel balanciert. Beſonders beliebt war das zahllos reproduzierte Blatt:

„Wo is Preiß?“ Es ſtellte einen magyariſchen Huſaren mit ſchneidig aufgewichſter Schnauze dar, wie er auf feurigem Röſſel vorausſprengt und mit geſchwungenem Säbel herausfordernd den Feind ſucht. Aehnlich wie ein Stück, das keinen Beifall findet, langſam vom Spielplan verſchwindet, ſo nach und nach dieſer illuſtrierte Chauvinismus aus den Schaufenſtern beim Eintreffen ungünſtiger Kriegsnachrichten. Den Kaiſer Franz Joſeph, der in ſeinem Luſtſchloſſe Schönbrunn reſidierte, ſah ich täglich, 6 Uhr früh, in offener Kutſche, ſein Söhnchen Rudolf ihm gegenüber, durch die Fünfhauſer Hauptſtraße nach der „Burg“ fahren. Und je ungünſtiger die Berichte aus dem Felde kamen, man könnte ſagen in gleichem Tempo, ſteigerten ſich die täglichen Kundgebungen der Sympathie für den Träger der Krone; ein Beweis vom Taktgefühl „ſeiner Völker“. Der ſiebentägige Bruderkrieg war bereits entſchieden, Oeſterreich geſchlagen, und noch erfand die Verzweiflung des Volkes Gerüchte wie: „Der Benedek hat's Zentrum g'ſprengt.“ Oder: „Er hat die Preußen abſichtlich ins Reich gelockt, um ſie bei Wien zu vernichten“. Das „Thalia-Theater“, ein rieſengroßer, längſt wieder abgebrochener Holzbau am „Lerchenfelder Grund“, brachte damals als Benefiz für unſere „braven Bleſſierten“ einige Räuberaufführungen. Der Veranſtalter hatte ſich für die löbliche Sache vom Kriegsminiſterium Roß und Reiter zu verſchaffen gewußt und annoncierte warm patriotiſch, aber hochverräteriſch im Stil: „unter Mitwirkung von ſechzig Pferden und hundert Räubern aus der K. K. Alſerkaſerne“. Für einen Abend wurde mir die Rolle des Franz anvertraut. Im letzten Akt, da er

gefangen ſeinem Räuberbruder ausgeliefert wird, wurde ich auf ein feuriges Ungarpferd gelegt. Ein ſonnverbrannter Sohn der Pußta, in ſeiner Originaluniform, der typiſchen Figur auf jenem Bilde: „Wo is Preiß“ nicht unähnlich, beſtieg neben mir ſeinen Rappen und hielt mich am Kragen meines Ueberwurfes feſt. Aus dem Hofraum ging es ſodann in geſtrecktem Galopp über die Auffahrt und Rieſenbühne bis knapp an die Rampe. Schon glaubte ich, hinüber gehe es ins Publikum oder gar in die Ewigkeit — da, ein kurzer, bremſender Ruck der ſehnigen Hand des katzengeſchmeidigen Huſaren, begleitet von einem ſchneidigen Prr, und die Pferde ſtanden wie Bildſäulen. Darauf warf mich der Reitersmann, gleich einem erlegten Haſen, einer Gruppe von Räubern zu, die mich ihrerſeits wieder in eine Ecke der Koloſſalbühne ſchmiſſen, wo ich, um mich lerchenfelderiſch auszudrücken, wie „a Schippel Boaner“ (Häufchen Knochen) liegen blieb. Roß, Reiter und — als der Dritte im Bund — Franz fanden jubelnden Beifall. — Dr. Frankel, der Direktor des damals künſtleriſch hochſtehenden Stadttheaters in Brünn, erfuhr von meiner Lerchenfelder Karriere zu Pferd und meine ſchauſpieleriſche war angebahnt: er engagierte mich für erſte Rollen an die von ihm mit Feinheit geleitete Bühne. Und ſo ſpielte denn der ohne Unterricht entlaufene Komödiant der Schmiere, noch nicht neunzehn Jahre alt, an einem Theater von Ruf das ganze Charakterfach. In der „Wiener Neuen Freien Preſſe“ vom 24. Januar 1867 begann ein Referat: „Aus Brünn erhalten wir einen enthuſiaſtiſchen Bericht über die Leiſtung eines jungen, am dortigen Stadt-

theater engagierten Schauſpielers, Herrn Wohlmuth, als Richard III., der die Kühnheit hatte, Shakeſpeares Rieſentragödie zu ſeinem Benefize zu geben. Wir ſind gegen Provinzerfolge zwar mißtrauiſch, dem ungeachtet . . .“ Aber „Prr“, wie es mein Huſar mit ſeinem feurigen Roſſe machte; denn nur das, wovon ich glaube, daß es mein bewegtes Leben beſonders illuſtriert, will ich hier melden, nicht aber mit Lorbeeren, vergilbt und vermodert wie das aufbewahrte Blumenſträußchen, mit dem uns die Geliebte vor fünfzig Jahren beglückt, den Leſer ennuyieren. Was für Augen aber machten meine Lehrer, die profanen und die aus der Kloſterzelle, bei dem Ereignis für Brünn! Wie lange war's her, da ſie prophezeiten: „Der wird auch einmal auf dem Miſt krepieren“, und nun nach wenigen Jahren prangte ich in Titelrollen auf dem Zettel des Königl. ſtädt. Theaters. Einer von ihnen rief mir, ſo oft er mich ſah, zu: „Sie ſind meine liebſte Blamage!“ Ein Jahr ſpielte ich in Brünn, dann ergriff mich die Wanderluſt, und trotz aller Vorſtellungen Frankels verließ ich meine Vaterſtadt. Zu meinem Unheil! Um bei der Bühne fortzukommen, gehören nicht nur Fähigkeiten, und das, was man „Kopf“ nennt, ſondern vor allen Dingen Hinterkopf: Lebensgeſchick, Klugheit. Damit war's aber bei mir, wie man in München ſagt: „weit g'fehlt“. Davon beſaß ich nichts, radikal nichts. Blicke ich jetzt zurück, ſo muß ich mich wundern, daß die Sache noch ſo glimpflich abging; denn das reale Leben war für mich ein Urwald, in dem ich planlos irrte. Dazu das ehrſüchtige Streben: ich muß ans Ziel kommen, augenblicks; ich fühle in mir das Recht,

dazu . . ., es verdarb vollends alles. Wer aber am Billettenſchalter vorwärts drängt und die Vorſtehenden überſpringen möchte, wird zurückgewieſen, muß ſich nochmals anſtellen und kommt nur um ſo ſpäter an die Reihe. — Nach mancherlei Schickſalen kam ich im Herbſt 1868 nach Wismar in Mecklenburg-Schwerin. Den Reiſeſack in der rechten, Stock und Regenſchirm in der andern Hand, ein paar lange Degen und Rapiere unterm Arm, ſo trat ich ins Tor der Gaſtwirtſchaft des Herrn Habich. Der kleine, rundliche Wirt zeigte ſich freundlich und brachte mich auf ein Biedermeierzimmer, ſo behaglich lächelnd wie er ſelbſt. — „Herr Neuſtätter zu ſprechen?“ Mit dieſer Frage betrat ich das Zimmer des Theatermächtigen. Der Theaterdiener darauf: „Wen ſoll ich dem Herrn — mit Betonung — Direktor Schönerſtätt melden?“ O weh, gleich zwei Dummheiten in einem Atemzug! So ein Theaterdirektor iſt gar ein großer Mann, ein Götzenbild; demnach ein ſchlimmes Entree. Mein Prüfſtein war der Papa in dem zuckerſüßen Rührſtück „Mutterſegen“, ein „fauler“ Segner, der am Schluß die Hände der Liebenden unter Muſikbegleitung — denn wo die Dummheit am höchſten, iſt das Melodram am nächſten — ineinander zu fügen hat. Eine gar magere Gelegenheit, Talent zu beweiſen! Das ganze Debüt war übrigens nichts als eine Falle; denn Direktor Schönerſtätt wollte mich los ſein, weil ich ihm für das Fach viel zu jung erſchien; und zu leugnen war's nicht, daß ich mit faſt zwanzig Jahren zu meinem Pech geradezu knabenhaft ausſah. Nach vierzehn Tagen hatte ich alſo meinen Abſchied.

„Doch dem Guten iſt's zu gonnen,
Wenn des Abends ſinkt die Sonnen,
Daß er in ſich geht und denkt,
Wo man einen Guten ſchenkt",

ſingt der alte Barde Schartenmeier. In der Gaſtſtube der Habichſchen Wirtſchaft befand ſich ein großer, runder Tiſch, an dem ſich allabendlich ein biederer Kreis, dem es ſo recht „zu gonnen" war, zuſammenfand: Schiffsreeder, Gutsbeſitzer uſw. Breite, geſunde Typen, an denen Fritz Reuter ſeine Freude gehabt hätte, ja von denen vielleicht ſchon einer oder der andere des Meiſters ahnungsloſes Modell geweſen; denn er kam ab und zu nach Wismar und dann auch ins Habichſche Lokal. Als ich nun dem Stammtiſch, an dem auch ich jeden Abend ſaß, mein Mißgeſchick eröffnete, herrſchte Trauer; denn, ich weiß ſelbſt nicht warum, aber dieſe ehrenfeſten Männer waren mir alle herzlich gewogen. „Mut, mein guter Wohlmuth", ſagte einer der Gönner, der Gymnaſialrektor Dr. Ahnding, „fahren Sie nach Schwerin — in einem Tag ſind Sie hin und zurück — und ſtellen Sie ſich dem Intendanten des Hoftheaters vor, vielleicht haben Sie Glück". Tags darauf in aller Früh ging's in die Reſidenz des Ochſenkopfes! Der Generalintendant, Freiherr Alfred von Wolzogen, aus dem durch Weimar zum zweitenmal geadelten Geſchlecht, Vater des bayeriſchen Fahnenträgers Richard Wagners Hans und des ſchneidigen Chanſonettenſängers Ernſt, empfing mich in ſeiner Wohnung und ließ mich auf der Stelle loslegen. Ich ſprach Zangas Kriegserzählung aus Grillparzers „Traum ein Leben" und den Monolog Richard III. aus dem fünften

Akt, in welchem der Fürchterliche ſich aus einem würgenden Alpdruck wachreißt. Als ich zu Ende war, ſagte von Wolzogen: „Sehr realiſtiſch, ſehr packend, ſehr getroffen“. Und nach einer kurzen Pauſe des Nachdenkens: „Kommen Sie nachmittags ins Theaterbüro, vielleicht . . .“ In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Türe und Emil Devrient, der zur Zeit in Schwerin ein Gaſtſpiel gab, trat ein. Zwei elaſtiſche Geſtalten, mit allen Allüren vollendeter Ariſtokraten, ſchüttelten ſich die Hände. Wolzogen ſtellte mich dem klaſſiſchen Helden mit der ſubtil-friſierten Perücke, einem Meiſterwerk Dresdener Haarvirtuoſen, mit den Worten vor: „Ein junger Oeſterreicher, der mir ſoeben mit Shakeſpeare warm gemacht“. — Als ich mich zur angegebenen Zeit im Theaterbüro einfand — lag auch ſchon der Vertrag bereit. „Hier liegt der Kontrakt“, ſagte von Wolzogen, „hoffentlich unterzeichnen Sie! — Gleich freilich kann ich Sie leider nicht hier behalten: wir haben kein Geld. Aber im April können Sie kommen. Herr Hofpauer will gehen, und damit wird eine kleine Gage frei.“ Es war von dem Münchner Schauſpieler und Rezitator die Rede, der damals, noch im Flügelkleide, jugendliche Liebhaber ſäuſelte. „Ein trauriger Winterſchlaf, Herr Baron!“ ſeufzte ich — unterfertigte aber. — Am Abend war ich wieder in Wismar, und ſchnurgerade ging's zu Habich. Als ich die altväterliche Kneipſtube, wo meine wackeren Freunde, darunter luſtige Schmerbäuche, die ſeit einem Menſchenalter ihr Knie nicht geſehen, Auſtern ſchlampampten, freudig bewegt betrat und meinen Kontrakt hochſchwang; da war der Jubel groß, und der ſteife Grog floß und heizte

wie ein Kachelofen. Die Tafelrunde, die merkwürdigerweiſe trotz meiner Wortkargheit und Weltbangigkeit Spaß an mir fand (beſonders beluſtigte ſie mein tägliches Abendeſſen, beſtehend aus Kaffee und Bratkartoffeln), beſchloß, daß ich den Winter in Wismar zubringen ſoll. In echt deutſcher Weiſe wurde ſogleich organiſiert und eine Arbeitsteilung feſtgelegt: Habich, der Gaſtwirt, habe für den Magen zu ſorgen und das magere „Kirlchen" mecklenburgiſch herauszufüttern; ein Aufopfernder übernahm die Kehle, für den Kopf hatte der liebenswürdige, intelligente Gutsbeſitzer Koch zu ſorgen, durch Herbeiſchaffung von Büchern. Wenig Glück hatte ich mit der Wohnung. Die alternde Witwe, bei der ich ein kleines Zimmer gemietet hatte, ſchien über den Begriff Sauberkeit ähnlich philoſophiſch zu denken, wie Falſtaff über den der Ehre: „Was iſt Sauberkeit? Kann ſie mir einen zweiten Mann ſchaffen? Kaum! Alſo weg mit ihr — ich mag ſie nicht." Leiſes Grauen überkam mich, wenn ſie morgens erſchien, mir den Kaffee zu bringen. Ach, wie viele Winterfliegen waren bereits in dieſe Monſtre-Taſſe todesmatt abgeſtürzt; arme Tiere! Aber ihr hattet überwunden — dagegen ich Aermſter ... Nein, getrunken wird die Brühe nicht. Was aber anfangen mit ihr? Stehen laſſen? „Wer aber eine Witwe beleidigt, der ſündigt zwiefach." Aus dem Fenſter ſchütten? Das Auge des Geſetzes wacht. Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle? — Lugen da nicht aus der Ecke die zwei Koloſſalſtiefel ihres Seligen, des Schiffslotſen?! Wink des Schickſals! Vorſichtig verriegelte ich jedesmal die Türe, um bei der ſchwarzen Tat nicht ertappt zu werden, und goß darauf den greulich-

grauen Abſud in die einſt waſſer-, jetzt auch kaffeedichten Koloſſalſtiefel des Seemannes. Und das, Tag für Tag, bis ſie ſo voll waren, als ſollten ſie dem „von Rothenſtein“ kredenzt werden. Die Kataſtrophe blieb nicht aus: denn einſt bei der leidenſchaftlichen Rezitation eines Monologes erzitterte der Eſtrich, die Juchtenen gerieten ins Wanken, und weil mir, wie in allen wichtigen Momenten meines Lebens, auch hier die Geiſtesgegenwart gebrach, ſchnell einzugreifen, neigten ſie ſich und erbrachen ihre häßliche Fülle —, eine lehmfarbige Sintflut — richtiger, in Anbetracht meiner Miſſetat, wie das Volk ſie ſich ſinnvoll umtaufte Sündflut — bildend. — Von meinen Freunden ermutigt, hielt ich im erſten Lokal der Stadt einen Shakeſpeare-Vortrag, der ſehr viel Anklang fand. Im übrigen vertrieb ich mir damit die Zeit, Verschen zu ſchmieden unter dem Motto: „Das Schlechte tadeln, heißt das Gute adeln“. In Decken gehüllt ſaß ich in meiner ungeheizten Stube oft bis zum Hahnſchrei und leimte Epigramme. Das Beſte davon, wenn auch in der Form mangelhaft, war das auf einen aufgeblaſenen Schauſpieler:

„Er iſt die Sonne unter uns.
Nimmt euch das wunder?
Bei Tage glänzet ſie,
Doch abends geht ſie unter.“

Der bekannte Fritz Reuter-Verleger Hinſtorff, der mir, ſeitdem er meinen Vortrag gehört, Intereſſe entgegenbrachte, erfuhr die Sache, ließ ſich die kleinen Sprüche vorleſen und — verlegte ſie! Mein Stolz war unbeſchreiblich, das dünne Heftchen kam wochenlang

nicht aus meiner Brusttasche. Eines Tages erschien der berühmte Buchhändler in meiner Zelle und sagte: „Ziehen Sie sich doch flink Ihren besten Rock an, Fritz Reuter kommt in einer halben Stunde mit dem Zug aus Rostock: wir beide und der Dichter Winkler, der schon zur Bahn gelaufen, wollen ihn empfangen.“ Ich war zwar sehr glücklich, aber von der ungewöhnlichen Ehre, die mir durch die Aufforderung widerfuhr, davon hatte ich damals doch keinen vollen Begriff. Wir warteten auf dem Bahnhof — der Zug lief ein. — Wo ist er? ... Niemand steigt aus? ... Sollte er doch nicht —? — Winkler, der alle Kupees eifrigst abpatrouilliert hatte, ruft: „Doch, — da — — aber ...“ — „„Was denn?““ — „Aber —.“ „„Ach so!““ seufzte Hinstorff. Winkler: „Leider!“ Hinstorff fast gerührt: „„Mein alter, lieber Freund! — Na, heben wir ihn raus! ...““ Es geschah —. Ich aber drückte mich; ein Jammer erfüllte meine Seele, daß mir die Tränen nahe waren. Abscheuliches Gefühl, einen Großen klein zu sehen! Hätte ich nur das Glück gehabt, ihn darnach noch einmal anders zu sehen! Es war mir nicht beschieden. Und kann ich, soviel ich mich auch bemühe, den damaligen Eindruck nicht los werden. Armer Reuter! Wer wie Du sieben Jahre im Gefängnis um seinen Kopf gebangt, greift leicht zum Glas, das vergessen macht. Ein dürrer Philister nur wird's nicht begreifen und Dich darum schmähen. —

Nach einem unvernünftig vertrödelten Winter — denn gar leicht wäre es mir als zukünftigem Großherzoglichen Hofschauspieler bei einigem praktischen Sinn möglich gewesen, wenigstens ab und zu, da oder dort,

als Gaſt aufzutreten — ging's mit dem Oſtergeläute nach Schwerin. Wolzogen verſtand es, mich ſchnell ins Repertoire einzuſchmuggeln. Obgleich das Hoftheater einen Schauſpieler hatte, der kontraktlich im Beſitze des erſten Charakterfaches war, ſteckte er mir, wo nur möglich, Rollen zu. So z. B. den Geizigen, Gringoire, Hans Jürge, Michel Perrin — in dem gleichnamigen Stück uſw. Auch den Queſtenberg im „Wallenſtein“ ſpielte ich; von Wolzogen war der erſte Uebeltäter, der die herrliche Trilogie in die ſpaniſchen Stiefeln eines einzigen Abends zwängte. Recht und Pflicht des Gärtners iſt es, den Baum zu beſchneiden, nur muß es nicht allzu tief gehen, ſonſt verwundet und ſchädigt er ſeinen Schützling. Wolzogen nahm herzlichen Anteil an der Entwicklung des ihm zugelaufenen Schützlings und gab mir — der erſte und einzige Mann während meiner ſchauſpieleriſchen Laufbahn — nützliche Winke in techniſchen Dingen. Viel hielt er auf das dramatiſche R, das damals ſo etwas wie eine Lebensfrage beim deutſchen Theater war. Aber ich hatte den berüchtigten Konſonanten, den die Chineſen gar nicht, die Engländer nur wenig, die Fröſche dagegen im Hochzeitsjubel virtuos los haben, einmal nicht, und würde ihn auch nie bekommen haben, ſelbſt wenn ich wie Demoſthenes mit Kieſelſteinen im Munde Uebungen gemacht hätte. Wolzogen lud mich ab und zu in ſein Haus, und ſeine ſpäter ſo berühmten Söhne, Hans und Ernſt, ſaßen zu meinen Füßen, wenn ich Szenen aus Shakeſpeare vortrug. — Stachelreime zu drechſeln war mir während meiner Muße in Wismar zur zweiten Natur geworden; ſie zu verleugnen in der kleinen, mecklenburgiſchen Reſi-

nicht aus meiner Bruſttaſche. Eines Tages erſchien der berühmte Buchhändler in meiner Zelle und ſagte: „Ziehen Sie ſich doch flink Ihren beſten Rock an, Fritz Reuter kommt in einer halben Stunde mit dem Zug aus Roſtock: wir beide und der Dichter Winkler, der ſchon zur Bahn gelaufen, wollen ihn empfangen.“ Ich war zwar ſehr glücklich, aber von der ungewöhnlichen Ehre, die mir durch die Aufforderung widerfuhr, davon hatte ich damals doch keinen vollen Begriff. Wir warteten auf dem Bahnhof — der Zug lief ein. — Wo iſt er? ... Niemand ſteigt aus? ... Sollte er doch nicht —? — Winkler, der alle Kupees eifrigſt abpatrouilliert hatte, ruft: „Doch, — da — — aber ...“ — „„Was denn?““ — „Aber —.“ „„Ach ſo!““ ſeufzte Hinſtorff. Winkler: „Leider!“ Hinſtorff faſt gerührt: „„Mein alter, lieber Freund! — Na, heben wir ihn raus! ...““ Es geſchah —. Ich aber drückte mich; ein Jammer erfüllte meine Seele, daß mir die Tränen nahe waren. Abſcheuliches Gefühl, einen Großen klein zu ſehen! Hätte ich nur das Glück gehabt, ihn darnach noch einmal anders zu ſehen! Es war mir nicht beſchieden. Und kann ich, ſoviel ich mich auch bemühe, den damaligen Eindruck nicht los werden. Armer Reuter! Wer wie Du ſieben Jahre im Gefängnis um ſeinen Kopf gebangt, greift leicht zum Glas, das vergeſſen macht. Ein dürrer Philiſter nur wird's nicht begreifen und Dich darum ſchmähen. —

Nach einem unvernünftig vertrödelten Winter — denn gar leicht wäre es mir als zukünftigem Großherzoglichen Hofſchauſpieler bei einigem praktiſchen Sinn möglich geweſen, wenigſtens ab und zu, da oder dort,

als Gaſt aufzutreten — ging's mit dem Oſtergeläute nach Schwerin. Wolzogen verſtand es, mich ſchnell ins Repertoire einzuſchmuggeln. Obgleich das Hoftheater einen Schauſpieler hatte, der kontraktlich im Beſitze des erſten Charakterfaches war, ſteckte er mir, wo nur möglich, Rollen zu. So z. B. den Geizigen, Gringoire, Hans Jürge, Michel Perrin — in dem gleichnamigen Stück uſw. Auch den Queſtenberg im „Wallenſtein" ſpielte ich; von Wolzogen war der erſte Uebeltäter, der die herrliche Trilogie in die ſpaniſchen Stiefeln eines einzigen Abends zwängte. Recht und Pflicht des Gärtners iſt es, den Baum zu beſchneiden, nur muß es nicht allzu tief gehen, ſonſt verwundet und ſchädigt er ſeinen Schützling. Wolzogen nahm herzlichen Anteil an der Entwicklung des ihm zugelaufenen Schützlings und gab mir — der erſte und einzige Mann während meiner ſchauſpieleriſchen Laufbahn — nützliche Winke in techniſchen Dingen. Viel hielt er auf das dramatiſche R, das damals ſo etwas wie eine Lebensfrage beim deutſchen Theater war. Aber ich hatte den berüchtigten Konſonanten, den die Chineſen gar nicht, die Engländer nur wenig, die Fröſche dagegen im Hochzeitsjubel virtuos los haben, einmal nicht, und würde ihn auch nie bekommen haben, ſelbſt wenn ich wie Demoſthenes mit Kieſelſteinen im Munde Uebungen gemacht hätte. Wolzogen lud mich ab und zu in ſein Haus, und ſeine ſpäter ſo berühmten Söhne, Hans und Ernſt, ſaßen zu meinen Füßen, wenn ich Szenen aus Shakeſpeare vortrug. — Stachelreime zu drechſeln war mir während meiner Muße in Wismar zur zweiten Natur geworden; ſie zu verleugnen in der kleinen, mecklenburgiſchen Reſi-

denz, wo Epigramme einem aus allen Ecken und Enden zuſtrömten, wäre dem Verlangen zu vergleichen geweſen, ein Kater ſoll ſich in einem Hofe mit fetten Mäuſen das Mauſen abgewöhnen. Ich ſchoß auf Junker, Ritter, Höflinge, kurzum auf geheiligte Inſtitutionen, die ein ſolider Hofſchauſpieler, der in die Höhe will, hätte reſpektieren müſſen — und indem ich den Ochſenkopf verulkte, ſetzte ich mir unverſehens ſelbſt einen auf. Die Sache wurde ruchbar und von Wolzogen erhielt von maßgebender Seite einen Wink: „Ueber die Grenze das infamichte Kirlchen!“ Mein Chef hielt etwas auf mich, aber ſich eines Mitgliedes wegen in Ungelegenheiten ſetzen, dazu reicht die Liebe eines Theaterintendanten (ſofern es ſich um das männliche Perſonal handelt) denn doch nicht aus — und ſo wurde mein Vertrag, der nur auf ein Jahr lautete, nicht weiter verlängert. Dagegen gab mir von Wolzogen, da ich wieder nach Oeſterreich reiſen wollte, eine glänzende Empfehlung an den Intendanten des Wiener Hofburgtheaters Freiherrn von Münch-Bellinghauſen (Friedrich Halm) mit. In Berlin, wo ich hielt, um mich den Theateragenten vorzuſtellen, arrangierte mir einer von ihnen, der mich in Schwerin als Eoban Heſſe in Deinhardtſteins „Hans Sachs“ geſehen, ein Probeſpiel auf der Bühne des Königl. Schauſpielhauſes vor dem Generalintendanten von Hülſen und ſeinen Regiſſeuren. Nachdem ich mich mit Monologen aus „Timon von Athen“ und „Narziß“ — um einen wunderſchönen öſterreichiſchen Kriegsausdruck zu gebrauchen — „bravoureus“ gehalten, beſprach ſich von Hülſen kurz mit ſeinen Räten (ich ſehe es noch deutlich, wie der

länglich-geſchmeidige, preußiſch-junkerliche, gutmütige von Strantz mit ſeinem pomadiſierten Köpfchen lebhaft „ja“ nickte), trat zu mir und engagierte mich. Er nannte eine beſcheidene Gage und reichte mir ſtatt eines Kontraktes ſeine Hand als Abmachung. Bald durfte ich auch den alten Jeremias Knabe „Im Vorzimmer Seiner Exzellenz“ ſpielen und fand Beifall. Der vornehmſte Kritiker der Stadt, der neunzigjährige Genz in der „Voſſ. Zeitung“, zeichnete mich durch eine eingehende Kritik aus. In ſeinem wohlwollenden, ſchier väterlich gütigen Bericht rühmte er u. a., daß der „jugendliche Herr Wohlmuth durch Scheinalter der Natur Künſtlichkeit angeprägt — und ſich an einen früheren erlauchten Mitarbeiter dieſer älteſten deutſchen Zeitung erinnernd, ſchloß er: „Und ſo hoffen wir ſicher von dem Gaſt, er bewährt durch ſein Schaffen umfänglich und entſchieden den Denkſpruch Leſſings:

Kunſt und Natur
Sind auf der Bühne eines nur;
Wenn ſich Natur in Kunſt verwandelt,
So hat Natur und Kunſt gehandelt!“

Auch Döring lobte mich und lud mich an ſeine Seite zum berühmten Stammtiſch bei „Lutter und Wegner“, wo ehedem Ludwig Devrient, E. Th. A. Hoffmann, Glasbrenner und andere Ritter vom Heiligen Geiſt geſeſſen. Der Alte ſchenkte ohne Einhalt Rotwein aus ſeiner Flaſche in mein Glas, und wenn ich mich beklagte, daß keine Rollen für mich nachkämen, ſo beſchwichtigte er mich: „Geduld, junger Mann, Geduld. Ihr jungen Leute habt keine Geduld; ich habe auch

warten müſſen.“ Stolz war er auf zwei Dinge: auf ſein Ordensbändchen, das nie aus ſeinem Knopfloch kam, und auf ſeine jugendlich-leuchtenden Zahnreihen: „Da ſehen Sie, junger Mann, ich uralter Kerl — noch alle auf dem Poſten, ſtehen da, wie die Garde bei der Parade, was?“ Dabei klopfte er derb mit den Knöcheln ſeiner Rechten an das prächtige Gebiß. Wurde Döring von den Disputierenden des Stammtiſches über das Wie und Warum in ſchauſpieleriſchen Dingen als Kompetenz befragt, ſo war ſeine ſtereotype Antwort: „Weiß nicht, *machen*, *machen*, das iſt alles.“ Gute Ratſchläge ſind bei alten Kindern, was die Decke in der Wiege für die Kleinen —: ſie werden täppiſch weggeſtrampelt. Sechs Wochen keine weitere Rolle, kein ſchriftlicher Vertrag, ein Empfehlungsſchreiben an die Wiener Generalintendanz in der Taſche — leb' wohl Berlin! Ich hielt in meiner Vaterſtadt Brünn und wurde von Direktor Frankel eingeladen, am Stadttheater zu gaſtieren. Der Prophet gilt nicht in ſeinem Vaterland — heißt es. Nicht immer! Es hat Launen und überſchätzt ihn manchmal auch gern: „Der Lausbub' von der alten Brünn“ eroberte ſich im Flug viele Herzen und mehr als das: *ein* Herz! Die härteſten Bühnentyrannen erreichen merkwürdigerweiſe gerne die zarteſten Frauenherzen: Franz mit ſeiner „Lappländernaſe“ ſticht nicht ſelten den ſchönen Karl mit ſeinem „Schwanenhals“ aus. Richard III., der von ſich ſagt, er ſei ſo mißgeſtaltet, daß Hunde bellen, wenn er an ihnen vorbeihinke, entzückte ein junges, ſtolzes Patrizierfräulein. Es war eine Freundin meiner Schweſter, beide zählten zu Pater Glatzels „katholiſchen Schweſtern“, und ſo

war der Roman ſchnell eingeleitet. Die Rolle des Liebeshehlers wurde dem ehrwürdigen Pater ſelbſt zugeteilt. Die Intrigue war von zwei jungen Mädchen und demnach gar ſchlau erdacht. Sie baten Glatzel, ihnen die Kloſterbibliothek zu zeigen und auch mich zu der Beſichtigung einzuladen. Eine achtzehnjährige, ſchlanke Blondine, den ſchönen, langgezogenen, weiblichen Geſtalten verwandt, die uns in den ſkandinaviſchen Ländern ſo ſehr entzücken, trat mir entgegen. Große, kluge, grau-blaue Augen, energiſche Züge wie von einem Meiſter der Steinſchneidekunſt geführt: Leſſings Ernſt ins Weibliche überſetzt! — Glatzel führte uns durch die altertümlichen Räume und erklärte und ſprach über Stil. Aber er hatte unaufmerkſame Hörer. „Der Lebende ſoll hoffen“ heißt es im „Fauſt“: was war mir romaniſch, was gotiſch im Anblick der goldig leuchtenden Flechten, die dem ſchönen Mädchen über Hals und Nacken niederhingen. Mit Impreſariogeſchick verſtand es mein gutes Schweſterchen aus dem Quartett zwei Duette zu machen: ſie ſchob nämlich geiſtesgegenwärtig Bruder und Freundin in einen Nebenraum und lehnte flink die Türe desſelben zu — ſie dem Schickſal dadurch weit öffnend. Die blaſſen Wangen des Mädchens überflog leichte Röte; der verlegenere aber von beiden war der vielgereiſte Komödiant. Ich ſtarrte die lilienhafte Erſcheinung dumm und ſtumm an, ſo daß ſogar, wie mir vorkam, eine Sekunde ein leiſes, ſpöttiſches Lächeln um ihre Mundwinkel ſpielte. Mir aus der Verlegenheit zu helfen, brach ſie das Schweigen: „Gelt“, ſagte ſie, ich bin keck, wie ich das ang'ſtellt hab', ſo einen Künſtler kennen zu lernen?! Aber, wiſſen Sie, wir ſind doch

Landsleut', und weil auch ich nit in Brünn verſpießen möcht', und wie Sie, raus will, um mich der Kunſt zu widmen —" „Sie wollen Schauſpielerin werden, Fräulein?" „Am liebſten, aber das geben meine Eltern ja nie zu, — aber — — nein, hier, man traut ſich doch nit —." Und ſie ſchlug mir für morgen früh im Blumengarten einer Gärtnerei der Vorſtadt eine Zuſammenkunft vor. Sie war vor mir da, kam mir heiter und unbefangen entgegen. Ihr ganzes Weſen hatte trotz ihrer zarten Jugend etwas Wohlwollend-überlegenes. „Da", ſagte ſie, „ein paar Roſen, die ich für Sie abgebrochen — bißl Blut von mir klebt daran; ſchadet nix, nehmen S' nur; es iſt darum kein Pakt, denn bei mir da fehlt's noch weit bis zum Fauſt — und Sie ſind nur auf dem Theater der Mephiſto — da freilich ein ganzer." — „Nein", plauderte ſie weiter, „zum Theater, weil Sie mich geſtern gefragt, da willigt mein Vater, der geſtrenge Herr Oberbürgermeiſter von Brünn, ſicher nit ein; aber ich glaub' auch zum Malen bißl Talent zu haben, und vielleicht ſetz' ich's durch, daß er mich nach Wien oder München in die Lehr' gibt. Leicht wird auch das nit halten, aber da muß man halt betteln und betteln und ſchmeicheln — wiſſen S', ſo ein einziges Töchterl ſetzt am End' alles durch — alles — noch mehr . . ." Ein zärtlicher Seitenblick, und ich verſtand. Mußte verſtehen; denn eine Güte leuchtete mir aus ihm entgegen, daß er mich traf wie ein ganzes Bündel heißer Sonnenſtrahlen; unſere Hände berührten ſich wie von ſelbſt: es war der Hochzeitstag unſeres Lebens. — Vor meiner Abreiſe nach Wien wurde ich noch zur „Aſſentierung befohlen". Mit 80—90 Burſchen

ſtellte ich mich in dem kaſemattenartigen Gewölbe einer Kaſerne der Kommiſſion. Kommiſſionen erzeugen, dieweil da viel geredet werden muß, trockene Kehlen; das wußte auch mein Vater, und als guter öſterreichiſcher Patriot beſchloß er, in dieſem beſonderen Falle Abhilfe zu ſchaffen, und zwar durch gutes Märzenbier aus ſeinem Keller. Das feuchtete die Kehlen an und den Humor. „So a magerer Hund“, rief einer der Wohlwollendſten, „und ſein Vater is Bierbrauer“! Da aber Länge und Breite ſtimmten, ſo hieß es: „Stellt's ihn z'ruck!“ — „Ah was, der wird Euch ſein Lebtag kein Soldat, laßt's 'n laufen.“ — „Was ſagen wir aber?“ — „Sagen wir, na — wegen allgemeiner Abmagerung!“ Ich war befreit. Flink ſprang ich von der Tribüne und wünſchte mir nie, weder im Leben noch auf der Bühne, einen ſchöneren „Abgang“. Einer aus der Kommiſſion rief mir noch nach: „Daß S' uns aber nit blamieren und am End' einmal den Gambrinus ſpielen.“ Den Gefallen hab' ich ihm getan. —

Der Generalintendant des Wiener Hoftheaters empfing mich und nahm mein Empfehlungsſchreiben von Wolzogen entgegen. Während er es las, ſah er ab und zu vom Blatt auf mich mit verwundertem Blick, der da beſagte: was, dieſes beſcheidene Männlein ſoll ſo ein Tauſendſaſſa ſein? „Hm, Wolzogen lobt Sie ja außerordentlich, — hm — ſchau eine förmliche Schilderung Ihrer ganzen Perſönlichkeit in liebevoller Weiſe.“ — Er las einzelne prägnante Stellen aus dem Briefe (die hier wiederzugeben ich mir begreiflicherweiſe verſagen muß) mit lauter Stimme. — „Hm, dann ſind Sie ja — aber warum ließ er Sie dann weg?

Ach ja, da ſteht's: eine Spezialität — dafür haben wir kein Geld. Aber eine allererſte Bühne wie das Hofburgtheater ... Ha ha ha — da irrt er ſich: wir haben womöglich noch weniger Geld. Na, aber es war mir intereſſant, den individuellen Kerl kennen zu lernen. — Im Augenblick gibt's freilich keine Vakanz bei uns — vielleicht ſpäter einmal; na — alſo!" Damit reichte er mir, nachdem er zuvor in merkwürdiger Weiſe eine kleine, runde Drehung mit ihr beſchrieben hatte, ſeine wuchtig breite Hand, und die kurze Stehaudienz war zu Ende. — Der Zufall fügte es, daß ich in Wien alles, was ich liebte und verehrte, hübſch beiſammen fand: in demſelben bürgerlich beſcheidenen Hauſe aus der Biedermeierzeit, in dem Löwe im erſten Stockwerk wohnte, fand Emilie van der Straß, meine Angebetete, die es bei ihrem Vater flink durchgeſetzt hatte, bei dem Maler Aigner Unterricht nehmen zu dürfen, in der zweiten Etage Penſion. In Löwes Charakter lag es nicht, ſich für junge Kollegen hitzig ins Zeug zu legen; immerhin behielt er mich ſeit jener Prüfung allzeit im Auge; am beſten, glaube ich, bezeichne ich ſein Verhalten mir gegenüber mit dem jetzt ſo geläufigen Ausdruck: „wohlwollende Neutralität". Ich war Hausfreund, Famulus, lieb' Kind bei dem Alten. Da ich dadurch tagelang bei ihm war, ſo war es möglich, zwiſchen meiner Angebeteten und mir einen Mechanismus eigenſter Art herzuſtellen: kaum entführte der behäbige Theaterwagen den Altmeiſter zur Probe, ſo verließen im zweiten Stock zwei blonde Zöpfe das geöffnete Fenſter, und eine Minute ſpäter ſchlüpfte meine Schöne durch die im erſten Stock für ſie halbgeöffnete Türe.

Die Köchin Löwes, die richtige alte Betschwester, wurde durch Gebetbücher und Rosenkränze bestochen. Sie protegierte unsere Liebe, was für alte Jungfern so etwas wie eine Nachlese einstiger Wonnen, nicht ohne sinnlichen Reiz, bedeutet. Sie erzählte uns, daß auch sie geliebt, daß aber das Schicksal anders entschieden, und daß sie ihrem begehrlichen Verehrer indigniert abgeschrieben: „Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mich durch platonische Liebe kränken wollen, leben Sie wohl!“ — Löwe fand meine Braut, die sich ihm präsentiert hatte, „eines Kaisers würdig“, merkte aber, daß ich mich nur ihretwegen in Wien aufhalte und meine Zeit verliere. Eines Tages, ich glaube, es war Ende November, sagte er mir: meine Tochter Anna hat das Deutsche Theater in Lemberg übernommen, spielen Sie doch bei ihr. Ich folgte dem Rate. Das Theater der galizischen Hauptstadt stand damals im besten Rufe; nach den Wünschen seines Gründers, des Grafen Skarbeck, wurde nur an zwei Abenden in der Woche polnisch, sonst deutsch, gespielt. Mit der Zeit freilich änderte sich die Sache, die zu einer polnisch-nationalen anwuchs. Trotz der klaren Bestimmung des gräflichen Mäzens wurden die Deutschen von der Bank, auf der sie mit den Polen saßen, von der Ueberzahl mehr und mehr zur Seite gedrückt, bis sie endlich in Lemberg vom Theater ganz verschwanden. — Dieselben soliden, bürgerlich-tüchtigen Eigenschaften, die Frauen zu berühmten Staatslenkerinnen gemacht haben, befähigen sie auch — weil beide Berufe innerlich verwandter sind, als der oberflächliche Blick es sieht —, auf Theaterthronen Ausgezeichnetes zu leisten. Beweis dafür: die berühmte

Theatermama Neuberin am Portal der deutschen Bühnenkunst! Auch die Löwe verstand famos ihr Handwerk und hatte eine Truppe beisammen, die selbst bei den Polen einen Achtungserfolg errang. Ich durfte bei ihr die meisten großen Rollen meines Repertoires spielen, auch Richard III. Nach dem ersten Akt ließ mir einer im seidenen Kaftan — die Juden zählten zu den fleißigsten Besuchern des Theaters! — einen Lorbeerkranz mit Schleife reichen. Aber bis zum Schluß der Tragödie dauert's lange. Einem von den „Technischen" in der Garderobe blieb dadurch Zeit, sich in den breiten Seidenstreifen zu verlieben. Und als das Stück zu Ende, lag nur mehr der Lorbeer auf meinem Platze — die Schleife war fort! Aber es gibt ein Wiedersehen! Acht Tage später auf einer Redoute, auf der die schönen Polinnen so lustig tanzten, wie, um mich schwäbisch auszudrücken, „der Lump am Stecken", entdeckte ich das Band mit schwungvoller Widmung bei einer Schönen als Krönung ihrer Turnüre nach der Mode. Auch den Harpagon spielte ich in Lemberg und hatte Gelegenheit, an einem Kollegen von der Oper, der an der traurigen Leidenschaft Harpagons krankte, meine Beobachtungen zu machen. Nicht selten hört man fragen, warum hält, wenn es so geizig ist, das Geizgespenst Molières Livreediener, Equipage usw.? Aber der Meister wußte genau, aus welcher Sphäre er sich seinen Helden zu holen habe. Wie hätte er an einem Bettelmann die hundert charakteristischen Züge demonstrieren können; und er durfte einen aus der höheren Gesellschaft wählen, weil es seinem Genie bekannt war, daß es zu den unfehlbaren Eigenschaften des Geizigen gehört, nie seine gesellschaftliche Stufe zu

verlaſſen. Auf dieſer freilich entwickelt er im Sparen einen Scharfſinn, der etwas Verwandtes hat mit dem Genie des Wahnſinns. Harpagon z. B. gibt, wie ſeine Standesgenoſſen, ein Mahl, aber er wählt mit Raffinement Schüſſeln, „die den Appetit erſticken, anſtatt zu reizen“, und er läßt die Reſte der abgetragenen Schüſſeln mit Argusaugen bewachen. Auch mein Kollege gab ein Abſchiedseſſen, aber er eroberte den Braten dazu, einen Haſen, von einem Jägersmann gegen ein Freibillett zur Oper. Er kaufte ein Fäßchen Landwein bei einem Schankwirt, zog ihn eigenhändig in Flaſchen ab, klebte ſtolze Vignetten darauf und beſtreute die Bouteillen mit Ofenſtaub, als kämen ſie aus einer Kellerei. Ferner durchlief er ganz Lemberg und ſuchte in den Tabaktrafiken aus hundert Kiſtchen dicke Zweikreuzer-Zigarren, die ſich wie „Cuba V“ präſentierten. — Dieſer ſonſt kluge und liebenswürdige Kollege erzählte mir von dem großen Sänger Sontheim ein Lemberger Stückchen, das ich hier wiedergeben möchte. Der unvergleichliche Tenoriſt aus Stuttgart ſang als Gaſt den Eleazar in der „Jüdin“. Die Lemberger Juden waren außer ſich, riefen: „Gewaltig, gewaltig“ und brachten ihrem berühmten Glaubensgenoſſen nach der Vorſtellung vor dem Hotel eine begeiſterte Ovation. Als das Hochrufen kein Ende nehmen wollte, ſagte Sontheim, ganz Cäſar oder Bonaparte, zu meinem Freunde, der ſein Gaſt war: „Ich werde mich doch noch auf der Altane zeigen müſſen, damit das Volk ſich beruhigt!“ — Die Lemberger Saiſon war zu Ende! Vergebens beſinne ich mich, was direkt darnach folgte; nie habe ich mir Aufzeichnungen gemacht, weil ich mir dachte, was wichtig, behält ſich von ſelbſt,

und was durch's Sieb fällt, ist Spreu und nicht der Rede wert. Ich weiß nur, daß ich nach Deutschland reiste, um Engagement zu finden und in Berlin von einem österreichischen Theateragenten einen Brief vorfand, der mich einlud, nach Wien zu kommen und mit Strampfer zu unterhandeln, der ein neues Theater gründen wolle. Gerne folgte ich dem Ruf. In Prag auf dem Perron erblickte ich Heinrich Laube, wie er seinen wimmernden Jagdhunden durch das Eisengitter des Hundekupees Trost zusprach. Da ich — natürlich zumeist aus Streberei — die Bekanntschaft des berühmten Bühnenherrschers machen wollte, so kaufte ich zu meinem Billett dritter Klasse flink die nötige Zuschlagskarte. Als sich der Zug in Bewegung setzte, saß ich an der Seite des kleinen, knorrig-knubbigen Mannes, dessen Gesicht etwas Mopsverdrießliches hatte, einzig verklärt durch die klugen Augen, hell und wie blitzblank geputzt. Laube hatte von Haus aus etwas Knurrig-Kantiges; absichtlich schien mir dagegen immer an ihm seine auf den dramatischen Knalleffekt abzielende Barschheit, wie man sie nicht selten von berühmten Aerzten in Kauf nehmen muß. Ein epigrammatisches, derbknapp hingeworfenes Wort wirkt doppelt. Er war der Mann, in einem ungeschminkten Gesicht auf den ersten Blick die Schminke zu erkennen, und so redete er mich mit den Worten an: „Sie sind Schauspieler, wo sind Sie engagiert?“ Als ich bejahte und von dem Unternehmen Strampfers erzählte, sagte der ehemalige Direktor des Burgtheaters in seiner gehackten Manier: „So?! Na, dann wird Wien um zwei Theater reicher werden: auch ich gründe eins; wir

brauchen keine Hoftheater! Stadttheater, unabhängige Bühnen brauchen wir. Mir ganz recht, daß Ihr Herr Strampfer ein Theater gründet: Konkurrenz iſt gut, Konkurrenz fördert.“ Laube plauderte in wohlwollender Weiſe weiter mit mir, bis ich mich verleiten ließ, meiner Begeiſterung für Ludwig Löwe Ausdruck zu geben. Sofort war ich bei ihm, wie's in Sachſen heißt: „Ins Fettöpfchen getreten“, denn die beiden rauften ſich bekanntlich ſeit Jahren mit einer Wut wie brünſtige Hirſche um die Hindin. — In Wien mietete ich mir in der Vorſtadt „Neubau“ ein beſcheidenes Zimmer bei zwei vor Jahren aus Bayern eingewanderten Schweſtern im Alter von dreißig und vierzig Jahren. Die jüngere der beiden gutherzigen Frauen beſaß zwei bildſchöne, kleine, uneheliche Mädchen. In das dreijährige Neſthäkchen vernarrte ich mich im Fluge. Bis auf ein kurzes Hemdchen war Emmy ſtets „Nackermandl“ und hätte mit ihren weißen, roſigen Gliedern, den braunen Rehaugen und blonden Flatterlocken das lieblichſte Bübchen aus dem „Früchtekranz“ von Rubens, den München ſo glücklich iſt, in ſeiner Pinakothek zu beſitzen, ausgeſtochen. Kam ein Brief für mich an, ſo ſchob ſie die Mutter, die meine Leidenſchaft für die Kleine kannte, ihn mir zu überreichen, ins Zimmer. Was auf eine Weiſe geſchah, wie folgende Reime beſagen:

„Klein Emmy ſtrampelt nackt und bloß,
Mehr als ein Hemdchen trägt ſie nicht;
Bringt ſie die Poſt, hält ſie aus Scham
Das kurze Hemdlein vors Geſicht.“

Selten kam ich heim, ohne dem Engelchen irgend ein

Spielzeug mitzubringen. Bald hatte ſie ſoviel davon, daß ſie zu ihrer Zerſtreuung die ganze geleimte Welt auf den Boden warf, um mit ihren Füßchen darauf herumzuſtrampfen. Verſchont blieben einzig die Puppen, für die die kleinen Mädchen eine Zärtlichkeit empfinden, daß man an ein Ahnen ihres künftigen Berufes denken möchte: nach der letzten Puppe, das erſte Kind. — Strampfer gab, nach Art und Manier kurzer, gedrungener Männer, ſeinem Rückgrat die möglichſt ſtrammſte Haltung, ging, die Hände auf dem Rücken, im Büro auf und ab und ſagte mir: „Ich bin — umgekehrt — der Geiſt, der ſtets das Gute will und ſtets das Böſe ſchafft.“ Und, ſeinen graumelierten Demokratenbart zauſend, fuhr er fort: „Ich gründe ein Theater, um das höhere Drama zu pflegen — da kommt Laube und macht mir einen Strich durch die Rechnung. Nun bin' ich, ob ich will oder nicht, wieder der Operette verfallen.“ — Demungeachtet war die Eröffnungsvorſtellung des „Strampfer-Theaters“ Hans Hopfens kraftvolles Drama „In der Mark“. Ich fand darin keine Beſchäftigung. Bei der Beſetzung von Stücken geht es zuweilen wie bei dem Kinderſpiel „Schneider, leih' mir die Scher“: wer nicht geſchickt auf einen Platz zu huſchen verſteht, irrt, ein Geprellter, umher und kommt um den Standplatz. — Strampfer hatte einen rechten Falkenblick für das Talent. Er war ein dramatiſcher Pfadfinder, Pfadmacher. Als er vordem das Theater an der Wien leitete, brachte er die Gallmeyer und die Geiſtinger; dann Blaſel, Swoboda, Rott uſw. Und er ließ ſie ſich nicht von Agenten „vermitteln“, nein, er kaufte ſie entweder ſchon am Halm — womit ich den Lehrer

und die Theaterſchulen meine — oder er klaubte ſie bei kleinen Truppen in Budweis, Troppau, Temesvar uſw. aus der Spreu. Auch für ſein jetziges Theater hatte er Schweighofer, Girardi, Gottsleben, Lebrecht u. a. aus Winkeln und Ecken Oeſterreichs aufgeſpürt. Lauter Komiker! Die Operette dominierte! Ich kam wörtlich während der Saiſon „alle heiligen Zeiten“ zum Auftreten: nämlich am Allerheiligen- und am Allerſeelentag (täglich je zweimal) als alter Müller in Raupachs ſchwindſüchtigem Rührſtück „Der Müller und ſein Kind“: noch weniger als der Tropfen auf dem heißen Stein für die Spielwut eines jungen Mimen.

Um die Oſterzeit des Jahres 1872 überſiedelte meine Braut von Wien nach München, um bei Joſeph Flüggen weiter Malunterricht zu nehmen. Ich löſte meinen Vertrag mit Strampfer und folgte ihr. — Bald nach Gründung des Reiches war in Deutſchland der „Kulturkampf“ entbrannt. Wilhelm von Kaulbach ſchuf ſeinen Rieſenkarton Peter von Arbues und half durch die Darſtellung des Scheiterhaufenmannes den Brand noch zu vergrößern. In allen Schaufenſtern der Kunſt- und Buchhandlungen Münchens war das Bild des blinden Großinquiſitors, wie er mit ſeinen knöchernen Fingern die Totenopfer zeichnet, ausgeſtellt. In meinen erſten Münchner Tagen, da mir, was Malerei iſt, noch ein Buch mit ſieben Siegeln war, imponierte mir die bis auf die Knochen (auch auf die des Helden), konſtruierte Schulweisheit dieſer Kunſt. Ich beſchloß, den Schöpfer des Bildes aufzuſuchen. Wie und wann das zu machen ſei, belehrte mich eine der ſervierenden

Kellnerinnen im „Café Probst“. Diese jungen Mädchen des berühmten Cafés in der Neuhauserstraße wußten Bescheid in diesen Dingen und standen überhaupt der Kunst näher als man ahnen möchte. Zur guten Tradition gehörte bei ihnen, daß sie den Kunstjüngern, die sich täglich zu Dutzenden dort einfanden, nicht nur jahrelang die Zeche kreditierten, nein, daß sie die ärmsten Teufel darunter auch durch Vorschüsse unterstützten. Das berechtigte sie dann, sich mit mütterlicher Miene nach den künstlerischen Fortschritten ihrer Schützlinge zu erkundigen. Zählte doch selbst der gänzlich mittellose junge Salzburger, Hans Makart, zu den Stipendiaten und Adoptivsöhnen einer wohlwollenden Zweikannenfee. — Die Königliche Akademie der bildenden Künste befand sich damals in den weiten Räumen des früheren Jesuitenklosters in der Neuhauserstraße. Kaulbach, der Direktor, besaß im Erdgeschoß sein Riesenatelier. Es hatte etwas Nüchternes, schier Magazinartiges. Die warmen Töne, die auf dem altertümlichen Trödel der Koloristen leuchten, auf Plüsch, Seide und Samt flimmern, funkeln und flunkern, an Renaissancegesimsen lustwandelnd auf und ab klimmen, um verwitterte Säulen, Ranken, Bogen und Bögelchen der Gotik irrlichtelieren, in Glas oder Zinnwerk glitzern und zittern, fehlten hier. Dafür standen große Kartons und Kisten, kolossale Gipsfiguren, Menschen- und Tiergerippe in Mengen umher. Kaulbach stand auf einem zwei Meter hohen Holzgerüste und pinselte an seinem Nerobild. Ich gab meinen Gruß. Er rückte die Brille und warf mir unter derselben einen Blick zu, scharf wie ein Seitenhieb, ausdauernd, fast lauernd. Aha, dachte ich,

den Blick kennſt du ja, Reineke Fuchs ſteht ja da oben. (Der Illuſtrator des Goethe-Werkes.) Sich ſeiner Arbeit wieder zuwendend, ſchickte er die Frage zu mir herab: „Auch Künſtler?“ — „Schauſpieler“, antwortete ich. „Alſo auch Künſtler“, ſagte er — und wiederholte darauf mehrmals gedehnt: „Künſtler — auch ein Schauſpieler iſt Künſtler — kann Künſtler ſein — kann es ſein.“ Die Rede verſickerte langſam wie ein Steppenfluß. So verfuhr er immer: er hielt den Gedanken am Worte feſt. „Nun, und was führt Sie zu mir?“ — „Ihr Peter Arbues!“ — „Dort“ — er deutete mit dem Pinſel auf eine Fläche am Eingange des Ateliers — „ſehen Sie den erſten Entwurf zu dem Bilde; ich habe ihn, von der Idee gepackt, friſch mit Kohle an die Wand ſkizziert. — Das Schickſal hat manchmal Humor: dieſe Akademie war früher ein Jeſuitenkloſter und die Geburtsſtätte meines Arbues vielleicht ein Sitzungsſaal der Inquiſition.“ — Ich blickte nach der bezeichneten Stelle und meinte: „Aus dem wolluſtartigen Grinſen dieſer Grauſamkeit ſtiert Wahnſinn.“ — „Wahnſinn — Wahnſinn —“, murmelte zunickend Kaulbach. „Und Wahnſinn bei Großen ſollte nie ohne Wache gehen“, zitierte ich. „Ohne Wache gehen“ — ganz recht, ganz recht — das iſt — Shakeſpeare?! — Und warten Sie — ja ja, Hamlet, gelt? — Da verſuche ich meine Kunſt wieder an ſo einem Wahnſinnigen, der ohne Wache ging. Hm, wenn man denkt, daß die arme Welt oft jahrzehntelang ſolchem Wahnſinn ausgeliefert war — grauenvoll!“ — Kaulbach malte noch eine Weile ſchweigend weiter; hielt plötzlich inne, ließ die Arme ſinken und ſeufzte: „Ich bin müde!“ — Ich ſprang

hinzu und half ihm beim ſteilen Abſtieg über geländerloſe Stufen. Ich ſehe ihn vor mir, den feinen Alten, wie er mit heiterem Wohlwollen mir forſchend ins Geſicht blickte. Ein dunkler Ueberwurf — Michel Angelo, ſagen wir nachempfunden — deckte den leichtgebeugten Rücken und ein Seidenkäppchen, faſt vollſtändig das graue, ſchlichtgeglättete Haar. Das korrekt, wie mit dem Stichel gezogene Antlitz war faſt faltenlos und glattraſiert bis auf ein graues Schnurrbärtchen, das namentlich bei pikanten Pointen leiſe geſtrichen wurde. Auf den Wangen lag eine leichte, geſunde Röte, und die großen, grauen Augen ſprühten Geiſt durch die Brille. „Ich komme gar nicht mehr ins Theater, erzählen Sie mir etwas von deutſchen Bühnenverhältniſſen“, ſagte er und meinte im Grunde: wenn ich ſchon meine Zeit an dir verliere, ſo will ich doch irgend etwas dabei profitieren. Dennoch beim Abſchied bemerkte der Alte: „Kommen Sie wieder, junger Freund, recht bald wieder.“ Als ich nach kurzer Friſt der Einladung folgte, überreichte mir Kaulbach einen Band Shakeſpeare mit den Worten: „Habe ich für Sie mitgebracht: Sie profitieren von meiner Kunſt, ich möchte von der dramatiſchen profitieren.“ Ich wählte den „Kaufmann von Venedig“ und legte tüchtig los. Mein Hörer war ſichtlich gepackt, denn er ſagte: „Geben Sie uns doch nächſtens im Hörſaal der Akademie einen ähnlichen Vortrag; vielleicht regt er die jungen Akademiker an, etwas anderes zu malen als angezogene Modelle.“ Der Hieb ſollte Piloty und ſeine Schule treffen, obgleich zu ihr allbereits ſein eigenes, abtrünniges Fleiſch und Blut, ſein Sohn Hermann, zählte. Kaulbach lud mich in

ſein ſchönes patriarchaliſches Heim in der Kaulbach-, damals Gärtnerſtraße. Gar oft las ich daſelbſt Balladen von Goethe, Fauſt, Hamlet, Lear. Ich hatte gar vornehme Zuhörer, u. a. die berühmteſten Altkatholiken jener Zeit, die alle zu Kaulbachs Freunden zählten. — Nach Kaulbach drang ich bei Karl von Piloty ein. Er malte an ſeinem Koloſſalgemälde „Thusnelda“ und und hatte für den Kaiſer Tiberius ein ſtolzes Modell: den kunſtbegeiſterten bayeriſchen Magnaten, Grafen Moy. Er hatte allbereits von meinen Erfolgen bei Kaulbach gehört und bat mich um einen Vortrag. Als ein Alter ſein Leben zu ſchildern löſt im Ganzen das Behagen eines ſchnurrenden Katers am warmen Ofen aus; „will es aber die Sache“, daß man ſich ſelbſt loben muß, ſo hat die Situation einige Aehnlichkeit mit der eines verurteilten Delinquenten. Alſo mit einem Anlauf: Piloty, ein künſtleriſches Temperament von exaltiertem Pathos, rief, von dem Realismus und der Unmittelbarkeit meiner Darſtellung gepackt: „Meine Leute auf der Leinwand“, er deutete auf ſein figurenreiches Thusneldabild, „kann ich gar nicht mehr anſchauen: blutloſe Geſchöpfe ohne Leben.“ Im Moment Feuer und Flamme, warf er ſeine Sammetjacke ab, fuhr haſtig in den Straßenrock und nötigte mich, ohne meine Zuſage abzuwarten, in eine Droſchke, um mich vom Fleck weg ans Königliche Theater zu bringen. Unvergeßlich iſt es mir, wie Piloty ſich für mich ins Zeug legte, wie er, impulſiv durch und durch, dem damaligen Generalintendanten der Königlichen Hofbühne, Karl von Perfall, mein Talent mit erhobenen Schwurfingern beteuerte, wobei ſein feuriges, braunes Auge

im edlen, aber abgemagerten Geſicht, leidenſchaftlich aufflammte. „Den m u ß t Du engagieren, Karl, das iſt Deine Pflicht; dazu biſt Du auf dieſen Poſten geſtellt!“ rief er determiniert und mit einer faſt befehlenden Handbewegung. Darauf der andere Karl, mit der kgl. bayer. Meiruhmöchtichhaben-Gemütlichkeit: „Ja, Karl, das geht nit ſo, wie Du Dir das denkſt, — ſo wie bei Dir in der Akademie; weißt, die Fächer im Hoftheater ſind beſetzt, ich hab meinen Etat — aber ich will den Herrn Wohlmuth für künftig im Auge behalten uſw.“ Nichts iſt charakteriſtiſcher für Piloty als die geſchilderte kleine Begebenheit: Talente zu fördern, wo und auf welchem Gebiete der Kunſt er ſie auch fand, war ſeine Luſt, ſein Element. Und darum war er auch der geborene große Lehrer. Kaulbachs Einfall, mich in der Akademie deklamatoriſche Vorträge halten zu laſſen, realiſierte Piloty; im geräumigen Hörſaal las ich auf ſeinen Wunſch und nach ſeiner Anordnung an mehreren Nachmittagen Balladen deutſcher Dichter und Szenen aus Shakeſpeare. Er ſelbſt war zugegen mit ſeiner ganzen Suite, auch mit denen, die ſchon flügge waren. Ich nenne u. a.: Gabriel Max, Makart, Lenbach, Benzur, Gyſys, Kurzbauer uſw. Aber auch die zwei Gewaltigen der Malerkunſt: Leibl und Böcklin beglückten mich einmal durch ihre Anweſenheit. Man ſieht, ein Parterre von Königen! Und, weiß Gott, die Anweſenheit von allen Gekrönten Europas — ſämtliche Koburger Thrönchenanwärter eingerechnet — hätten mich nicht ſtolzer machen können. Einmal ſprach Piloty mit mir von ſeinem Wallenſteinbild in der Neuen Pinakothek, bei welcher Gelegenheit er mir was Häusliches vom König-

lichen Hof erzählte: als das Bild fertig und in der Galerie aufgestellt war, wurde er von Ludwig II. zur Audienz befohlen. Nachdem der König eine Weile mit Feinheit sich über das Bild geäußert hatte — verschwand er für einen Augenblick ins anstoßende Kabinett, trat darauf mit verschränkten Armen auf und deklamierte Piloty den großen Monolog aus dem ersten Akt der Schillerschen Tragödie vor. Ob Piloty es gewagt hat, seinem Souverän mit den Worten wie Polonius: „Bei Gott, mein Fürst, wohl vorgetragen, mit gutem Ton und gutem Anstand" Beifall zu klatschen, weiß ich nicht.

In jenen Tagen stellte im Kunstverein Defregger das Bild aus, das ihm im Fluge die Herzen des deutschen Volkes eroberte: „Der Ball auf der Alm". Von der Holdseligkeit dieser Kunst ergriffen, trieb es mich, den „neuen Mann" kennen zu lernen. In einem älteren Hause der Blumenstraße stieg ich vier oder fünf Treppen und wurde in einen kleinen Verschlag geführt, der sich den Namen „Atelier" beilegte. Hier saß in einem Lehnstuhl ein an beiden Füßen Gelähmter: Defregger. Welch erschütternder Gegensatz: Gesundheit, Freude am Leben und Schaffen im klassisch-schönen Antlitz — und die Füße Blei, wie tot! Und dennoch, just damals in dieser Nußschale und obgleich durch sein Leiden wie gefesselt, malte Defregger seine schönsten Bilder, u. a. sein wie vom Genius seines Landes Tirol diktiertes prächtiges „Letztes Aufgebot". Die Lust, sich künstlerisch aussprechen zu dürfen, verlieh dem edlen Gesicht Defreggers den Ausdruck keuscher Freude. An seiner Seite stand ein achtzehnjähriges Mädchen mit blühenden Farben wie

die Jugend ſelbſt. Es war die Tochter ſeiner in ärmlichen Verhältniſſen lebenden Hausleute. Vor zwölf Jahren hatte er bei ihnen Wohnung genommen, ſich in ihren ſechsjährigen, bildhübſchen Fratzen verliebt, ihn auferzogen, auf ſeine Koſten lernen laſſen, um ihn, als er — um bibliſch zu ſprechen — mannbar geworden, zu heiraten. Die Trauung wurde vom Geiſtlichen in jenem kleinen Raum, der Bräutigam ſitzend, die Braut ſtehend, vollzogen. Was alle Medizinal- und Obermedizinalräte („ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen" höhnt Mephiſto) in Jahren nicht fertig kriegten, Defregger zu heilen, das gelang in ſeiner Heimat ſeinem Landsmann, dem „Bauerndoktor" Waſler in zwei Wochen radikal. Und zwar durch ein Mittel aus Väterzeit, das den Herren Profeſſoren vermutlich unter ihrer Würde erſchienen war: er ſchröpfte ihn an den Knien und legte dann einen dicken Brei darüber. — Schnell ſchloß ich ſchon bei meinem erſten Beſuch Freundſchaft mit dem Maler, und ſie hat ſtandgehalten bis zur Stunde.

Die erſte Vorſtellung, die ich im Königlichen Theater ſah, war „Julius Cäſar". Man pflegt gerne mit kompetenter Miene von einer „alten" und „neuen" Schule zu ſprechen. Zumal nicht wenigen von jenen, deren Beruf das Beurteilen iſt, pflegt dieſe altbackene Redensart eine gefundene Sache zu ſein, die ihnen das Geſchäft erleichtert. Sind doch Laden und Lädchen ihres Krams mit derartigen geprägten Schablonwörtchen vollgefüllt. In Wahrheit gab es nie eine alte und neue Schule, weder in Wien am Burgtheater noch in München, ja nicht einmal in Weimar — ſondern allzeit nur gute

und ſchlechte Schauſpieler; die letzteren, um ein maliziöſes Kuliſſenwort zu gebrauchen, „führten ihr Organ ſpazieren“ — die wirklichen bemühten ſich allzeit, der Natur ſo nahe als nur möglich zu kommen. Der Natur im Geiſt und Sinn der Dichtung, meine ich, nicht der in Berlin erfundenen Gaſſenbüberei, die darin beſteht, daß das Publikum kaum die Hälfte des Geſprochenen verſteht, die dem alten Moor (Räuber) ein Spuckkäſtchen ans Bett ſtellt und dem ſterbenden Attinghauſen Medizin- und Wärmeflaſchen. (Die Kliſtierſpritze in dieſer Szene bleibt einem Uebermenſchen von Spielleiter noch vorbehalten!) Das Ganze iſt ein völliger Mangel an Stilgefühl, ohne das die Schauſpielkunſt einem ſcheugewordenen Pferde gleicht. Dieſe Kunſtſtücke ſind übrigens „alt und neu“, allzeit gehandhabt von Leuten, die bei geringem Können an der Oberfläche ſchwimmen möchten. In einem Briefe aus Leipzig vom 4. Mai 1800 ſchreibt Goethe an Schiller: „In dem Theater wünſchte ich Sie bey einer Repräſentation. Ein loſes, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunſt und Anſtand keine Spur. Bey der Recitation und Deklamation der meiſten bemerkt man nicht die geringſte Abſicht, verſtanden zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens iſt kein Ende, ſo geht's mit der ſogenannten Natur fort, bis ſie bey bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenſte Manier fallen.“ Klingen dieſe Zeilen nicht ſo, als ob ſie heute aus Berlin nach einer Aufführung an einer Reinhardt-Bühne geſchrieben wären?! — Doch nein! Hätte Goethe geſehen, wie Reinhardt z. B. in der „Widerſpenſtigen“ den Petruchio

buchſtäblich auf den Händen voltigierend auf die Bühne kommen, im „Sommernachtstraum“ den mahagonifarben angeſtrichenen Puck in einer kachierten Baumkrone ſeine Monologe plappern läßt uſw. uſw. — ſeine Indignation hätte ſich angeſichts dieſer Reinhardtſchen Spekulationen zum Zorn geſteigert. Aber Reinhardt — ſeinem eigentlichen galiziſchen Namen habe ich nicht nachgeforſcht — kann eben nicht anders: er muß ſpekulieren! Es iſt ſeiner Raſſe (der anderſeits die deutſche Bühne ja ſo unendlich viel, ſo Entſcheidendes — künſtleriſch und ſozial zu danken hat) angeboren wie — der Elſter die Kleptomanie — man kann ſagen von Anbeginn der Welt. Denn der ehrwürdige Erzvater Abraham ſchon, hat er nicht dem lieben Gott ſelbſt ſpekulative Vorſchläge gemacht, da Jehova Sodom zerſtören wollte? „Herr“, markttete er, „wenn in Sodom dreißig Gerechte ſind, möchteſt Du nicht die Stadt verſchonen? — Oder Herr, wenn nur zwanzig dort ſind? Oder — Du weißt, mein Vetter Loth lebt dort — nur zehn, willſt Du Gnade nicht üben?“ — Und der Schauſpieler und ſeine herrliche Kunſt? Wie fahren ſie dabei? O, darnach wird wenig gefragt! Was perſönlich im Mimen, iſt der talmudiſtiſchen Mätzchenmoſaik Reinhardts und ſeiner Ableger nur im Wege und wird bei den Proben ausgetrieben wie bei einem Exorzismus der Teufel aus dem Leibe des Sünders; ihr Ideal wären Ammergauer Bauern und — Kriegerfrauen. Bei der „Julius Cäſar“-Aufführung im Jahre 1872 in München alſo gab es einige, die hoch auf dem Kothurn ſchritten, und andere, die völlig menſchlich ſpielten und ſprachen; zu den letzteren zählten Meiſter Rüthling

als Brutus und vor allem Christen, der die geniale Gestalt des Erzaristokraten Casca, dem der Atem des Volkes „eine Last stinkiger Gase“ ist, mit frappanter Natürlichkeit gab. — Bemerken will ich noch, ehe ich München verlasse, daß damals am Gärtnertheater ein unbedeutendes, einaktiges Literaturstückchen von mir „Lessing in Camenz“ gegeben wurde und Beifall fand.

Einen Antrag nach Meiningen für den fast erblindeten Charakterspieler Weilenbeck nahm ich an. An einem Herbsttag entstieg ich in der Residenzstadt dem anhaltenden Zuge als einziger Passagier — und so war es dem meiner harrenden Theaterdiener nicht schwer, in mir den neuengagierten Charaktermimen zu agnoszieren*). Der überlange, bandwurmschmale Alte stellte sich mir vor, indem er zur Beglaubigung seiner Würde auf den silbernen Wappenknopf der Mütze deutete. Sein Rücken, durch Amtsgewohnheit so gekrümmt, als müßte er immerfort besorgen, „nach oben anzustoßen“, duckt sich noch tiefer. Er nahm mir meine Tasche ab und geleitete mich nach dem von ihm für mich gemieteten „gemütlichen Loschi“. Auf dem Wege dahin, in der pfützigen Gosse, die mitten durch die Boulevards der Residenz schleicht, bemerkte der Theaterdiener seine auf Irrwegen watschelnden Gänse — und scheuchte sie, mit

*) Aus früheren flüchtigen Schilderungen meiner Bühnenlaufbahn („Streifzüge eines deutschen Komödianten“, „Ungeschminkt“) habe ich in dieser wahrheitsgetreuen Beschreibung meines Lebens wenige Stellen verwendet. Auch aus meinen kleinen Büchern „Reiseszenen“, „Ferienträume“ — und hier in Meiningen — aus meinem kleinen Novellenbuche in Briefform „Franz Kaldar“ erlaubte ich mir unwesentliche Plünderungen.

beiden Händen die Frackſchöße, die gleichfalls der herzogliche Wappenknopf ziert, vorſchwenkend, durch „Pſcht, Pſcht, Luderſch, heim“ ſeinem Häuschen zu. Ein Männlein, von der entgegengeſetzten Richtung kommend, ſtreifte uns und fragte meinen Begleiter flüſternd: „Wer?“ — „Der neue Charaktermacher“, tuſchelt das längliche Prunkmöbel der Herzogswürde. Der andere: „Der — keene Möglichkeit, dem paßt im Leben doch keen Koſtüm, dem machern Hund; wieder ſo á dummes Engagement — adjüs.“ Ich hatte ſcharf hingehorcht und verſtanden. „Wer war der Herr“, fragte ich den Theaterdiener, der darauf mit großem Reſpekt in Miene und Ton antwortete: „Unſer Herr Obergarderobier.“ — Na, dachte ich, der muß es ja wiſſen; mein Schickſal ſcheint ſomit hier entſchieden. — Es drängte mich ſogleich, die Stadt zu beſehen. Schnell war die Straße, die das damalige Meiningen ausmachte, durchmeſſen, und weiter ging's im lieblichen Tal, am Strand der krausgewundenen Werra. Von Stadt und Fluß, wie verwöhnte Lieblinge eingebettet, behütet und eingewiegt von ſanften Höhen, war ich ganz entzückt und lief und lief ohne Ende. Von der Abendſonne waren Berg, Tal und Fluß wie in Feuer vergoldet, und als ich mich endlich zur Rückkehr wandte, brannten die Fenſter des Reſidenzſchloſſes in roter Glut. — Tags darauf ſtellte ich mich meinem Chef vor. Chef? Ach nein: das Theater leitete der regierende Herzog ſelbſt (damit er auch in Wirklichkeit was zu regieren habe, denn das übrige wurde ſeit 1870 ja doch in Berlin beſorgt) — aber dem Manne, der als Leiter figurierte: dem Herrn Intendanzrat Grabowſky. In der Berliner National-

Galerie hängt das lebensgroße Porträt eines ſpaniſchen Grandezzaprotzen von Velasquez; wer von meinen Leſern dieſes einzige Bild geſehen, dem brauche ich Grabowſky nicht zu ſchildern: in dem glattraſierten, puterroten Geſicht des ſtramm-feiſten Alten mit der von ehrwürdigem Weiß umrahmten Monſtreglatze, blank wie eine Billardkugel, brüſteten ſich wetteifernd Bürokratendünkel und naive Borniertheit. Ein Unteroffizier a. D., der ſich über die arme dramatiſche Kunſt hergemacht. Er war die „Seele“ des Enſembles: ſein Korporalſtock! Denn die Eigenart der Meininger lag nicht in der dekorativen Pracht allein, ſondern auch im Drill der „Geiſter“. Eine gar luſtige Poſſe war's, wie Grabowſky mit den dramatiſchen Embryos, die er allherbſtlich aus Theaterſchulen in Berlin und Hamburg nach Meiningen brachte, verfuhr. Beim Auftrieb auf den Markt ließ er jedem dieſer Daviſons und Devrients ſein Fach. Nun ſtelle man ſich die kalte Duſche eines zugereiſten Coriolan oder Hamlet vor, wenn er in Meiningen zu einem „Heil-Cäſar“-Brüller degradiert wurde. Ich war einmal dabei, wie er ſo einen erſten Charakteriſtiker abführte, der ſich beſchweren wollte, in „Kabale und Liebe“ nicht den Wurm, ſondern den ſtummen Polizeidiener im 2. Akt „verkörpern“ zu müſſen. „Nu, iſt es die Möglichkeit“, donnerte er, „du lieber Himmel! Den Wurm kann jeder ſpielen, jedes Kehrweib möcht' ich ſagen! Das iſt jarniſcht! Aber der Polizeidiener — hu! ſo 'n Schuft: will immer auf die arme Luiſe losgehen! Der miſerable Intrigant! D e n müſſen Sie ſpielen! Der iſt mir zehnmal wichtiger wie ſo ein lumpiges Würmchen! Na — machen Sie's!“

Und wirklich! Der Jüngling verließ moraliſch erhoben das Büro des alten Praktikers. Grabowſky behandelte mich mit wohlwollender Herablaſſung, riet mir, ein Logis mit Sonnenſeite zu wählen, die wichtig ſei fürs Gemüt des Schauſpielers und empfahl mir am Schluß, Fräulein Ellen Franz einen Beſuch abzuſtatten. „Unſere erſte Darſtellerin“, ſagte er, „eine Dame von Geiſt und“ — mit ehrfürchtiger Feierlichkeit fügte er hinzu — „unſerer Hoheit, dem Herzog, naheſtehend“. — Es war der Winter vor der Invaſion Deutſchlands durch Meiningen, da noch nirgends gemeiningert wurde als in Meiningen ſelbſt, der Winter, wo alles zu dem großen Triumphzug präpariert und eingeölt wurde. Ich hatte keine Ahnung von dem unverſtändigen Zeug, das um mich vorging und riß Mund und Augen auf, zumal bei den Proben, wo die Hauptſache dazu gekocht und gebraut wurde. Der Herzog faſt immer dirigierend im Parterre. Ihm zur Seite, beratend und einflüſternd, die Ellen Franz; ſo wie ſie nur von der Szene abkommen konnte — huſch zu ihm! Mittags gegen 1 Uhr — denn die Proben dauerten endlos — labte ſie den Herzog mit belegten Brötchen. Grabowſky, oben am Regieſtuhl, umklammert gewohnheitsmäßig ſeine Koloſſalſtirne mit den Denkerbeulen, damit ſie nicht von der Wucht ſeiner Ideen geſprengt werde, mit den Wurſtfingern ſeiner Rechten. Kommandiert der Herzog vom Parterre, ſo erhebt ſich der Intendanzrat, und da er nicht immer die kurzen Befehle der Hoheit verſteht, ſo beugt er ſich in halber Wendung zu ſeinem Fürſten, hebt beim Wiederniederſitzen aus Schonungsgründen den Rock in die Höhe und gerät auf dieſe Weiſe, zumal

bei ſeiner prallanliegenden, vom Sitzen fadenſcheinigen Hoſe, ſeinem Souverän gegenüber in eine zweifelhaft ehrerbietige Stellung. Einmal ſchnarrte es aus dem Parkett — es war bei einer Probe vom „Kaufmann von Venedig“ —: „Herr Intendanzrat, laſſen Sie die Venezianer auf dem Rialto nicht geradlinig ſtehen wie zum Parademarſch bereit: diagonal, diagonal!“ Grabowſky erhebt ſich, glotzt eine Sekunde ratlos ins Leere — — „diagonal?“ Das Wort ſtand nicht im Regiſter ſeines geiſtigen Archivs. Er räuſpert ſich und fragt mit halbem Zögern: „Hoheit geruhten zu meinen?“ „Diagonal, diagonal!“ — „Jaſo? hm, ja, zu Befehl, Hoheit. Na ja, verſteht ſich!“, ſchnauzt er darauf einen armen Statiſtenknaben an: „Schnabel, Menſch, hören Sie nicht, Sie ſollen diagonal ſtehen.“ Im Parkett verſtohlenes Kichern von Zweien. — Koſtüme, Federn und Agraffen, Möbelkram und Requiſitentrödel, Beleuchtung der Statiſten von vorn und hinten uſw., hieß die friſchgebackene Offenbarung. Und der Schauſpieler? Na ja, auch er galt, ſofern er viel Perſon beſaß und nichts Perſönliches; denn letzteres war den Meiningern unbequem: es ſtand den Möbeln im Weg. Das ſich mit beiden Ellenbogen Indenvordergrunddrängen und alles Alleinmachenwollen des heutigen Regiſſeurs — ein Mehltau für alle Schauſpielkunſt — in Meiningen entſprang es, von hier nahm es ſeinen Ausgang, um in verſchiedenen Variationen mit diverſen aparten Tricks immer und immer wieder, bis auf den heutigen Tag, wie etwas Neues aufzuleben. Dieſe Herren machen es, wie die unmodernen Zahnärzte von früher: ſie meinten, um zu ihrem Zweck zu gelangen,

den Nerv töten zu müſſen; der heutige, fortgeſchrittene Arzt iſt froh, ihn erhalten zu können.

Hier ein Beleg dafür, wie's zu jener Zeit in Meiningen gemacht wurde. Wir ſtudierten — nebenher geſagt monatelang — „Romeo und Julia“ ein. Ich ſpielte den Pater Lorenzo. Damit ich nicht eine Gartenfigur „decke“, wurde mir bei der Probe mit Kreide genau der Fleck fixiert, wo ich meinen Monolog zu halten habe. War's Bosheit, war's Galgenhumor oder beides, ich redete abſichtlich ohne Stil, ohne Wahrheit, betonte unſinnig, ſprach Proſa ſtatt Verſe, um zu ſehen, ob mir eine Korrektur erteilt werde. — Kein Schimmer! Weder die Hoheit im Parterre noch die von Gottes Gnaden mit dem ſpeckglänzenden Hintern am Regieſtuhl ſagten ein Wort dazu. — Während Romeo von Roſalinden ſpricht, alſo während des pſychologiſch zarten Probepfeils, der uns auf ein Herz, geſchaffen für eine mächtige Leidenſchaft, vorbereiten ſoll, bieten ihm in Meiningen Marktweiber Orangen und Aepfel zum Kaufe an. Und das ſollte eine Renaiſſance der Kunſt ſein! In Wahrheit iſt es nichts als das alte, ſchlechte Theater der Engländer, die mit ihrem Rieſen aus Stratford Ausſtattungsſpekulation treiben. Die Ellen Franz nun, die Geliebte des Herzogs, eine geborene Engländerin, brachte dieſes kunſtmaskierte business als Offenbarung nach Meiningen, und der Herzog, der dadurch Gelegenheit fand, Dekoratives zu entwerfen und zu ſkizzieren, wofür er ausgezeichnetes Talent beſaß, iſt Feuer und Flamme. — Im übrigen muß ich geſtehen, daß die geplanten Gaſtſpielausflüge mit Schläue eingeleitet wurden: berühmte Kritiker aus Berlin (u. a. der

geiſtvolle Frenzel) wurden fleißig hierher geladen, die Wunder zu beſchauen. Sie durften im herzoglichen Schloſſe abſteigen. Na, man kann ſich denken! Wenn in Deutſchland ein Souverän, der Bändchen und Titelchen zu vergeben hat, Impreſario wird! Aus dem herzoglichen Schloſſe gingen Berichte nach Berlin und ins ganze Reich, die Meiningen als dramatiſches Betlehem prieſen! — Mitte März gab's ein Ereignis für die Stadt: einen Gaſt im Hoftheater. Ein Fräulein S. aus — die Stadt fällt mir nicht ein — als Maria Stuart. Wir wunderten uns nicht wenig und fragten uns wozu? Da doch die Ellen Franz das Fach ſpielt und mit ihren 26 oder 28 Jahren noch lange wird ſpielen können. Und die verläßt Meiningen doch ſicher nicht. Ein Agurenlächeln der Eingeweihten: damit ſie uns nicht verlaſſen könne, der Beweis erbracht iſt, daß ſie als unerſetzlich, lebenslänglichen Vertrag mit ſchwindelnd hoher Gage bekommen müſſe. Die S., Durchfallskandidatin, wurde gewählt, weil ſie ideal ſchlecht ſei; nach ihr ein zweites Schlachtopfer. Entworfen und gedeichſelt wurde das diplomatiſche Werk von Herrn Chronegk, der Regiſſeur hieß, weil er ſolche Stückchen famos zu inſzenieren verſtand. Aber die Untertanen Meiningens rochen den Braten. Monarchiſch bis auf die Knochen, aber zugleich ſittlich-moraliſch bis auf die Niere, haßten ſie die „Maitreſſenwirtſchaft“ und, wie ſie ſich großartig ausdrückten, „den britiſchen Einfluß“. Die „Stuart“-Vorſtellung war ausverkauft. Die S. wird mit Beifall empfangen, und ob ſie gleich nach herzoglichem Wunſch zum „Abbuſſeln“ ſchlecht iſt, mit Beifall ſtürmend überſchüttet. Am Schluß — die Rache

iſt ſüß, Tyrann von Meiningen! — die Bühne überdeckt mit Blumen und Lorbeer. An der Bühnenpforte wird darauf die S., die zu dem Erfolge kommt wie die Jungfer zum Kind, von einer Schar von Mißvergnügten vergnüglich erwartet und mit Himmelhochjauchzen, das aber auch zum herzoglichen Schloß emporſtinkt, begrüßt. Man hätte der Gaſtin fraglos auch die Pferde ausgeſpannt, aber der Staat hatte das Pferdeglück, daß die Metropole keine Droſchke beſaß, und ſo blieb dem Thron diesmal das Schlimmſte erſpart. — Aber die Sache wurde immer luſtiger: im Wochenblättchen, das, wie ſich denken läßt, nie Kritiken über das Hoftheater bringen darf, weil es ſonſt den „erſten Diener des Staates“ kritiſieren müßte, eine pompöſe Kritik über die S. „Stern!“, „Meiſterin!“, Seelenmalerin!“ uſw. Der Herzog ergrimmt! Er läßt den Verleger ſeines Staatsmoniteurs vor ſeinen Stuhl laden. Das alte, kleine, dachsbeinige Männeken — ich hatte es ab und zu bei ſeinem Schöppchen am Stammtiſch geſehen — ſteht ſchlotternd an Seel' und Leib vor dem Herrſcher aller Meininger. „Wie konnten Sie ſich unterſtehen? Wer hat das Zeug geſchmiert? Dieſen Blödſinn, dieſen Schmarren?“ — „Hoheit, verzeihen, ich derf's nicht ſachen.“ — „Menſch, ich wünſche es zu wiſſen, verſtehen Sie das!“ — „Ich derf's mal nicht.“ — „So? Jetzt befehle ich es Ihnen als ihr Souverän! Wer ſchrieb den Miſt?“ — „Ja, wenn ich's bardu ſachen muß: höchſt Dero Herr Vater, der allerdurchlauchtigſte Herr Herzog Bernhard!“ Tableau! Dem erſtarrten Fürſten bleibt noch ſoviel Faſſung, dem Buchdrucker abzuwinken, der ſich nicht in der aufrechten

Haltung, die laut Katechismus den Menſchen vom Tier unterſcheiden ſoll, ſondern tief gebückt und ärſchlings nach dem Hintergrund lanciert und in der Glastüre verſchwindet. Herzog Bernhard, der frühere öſterreichiſche General, der mit dem Kriegsjahr 1870 das Thrönchen ſeinem Sohne abtreten mußte, war der Theaterwirtſchaft des jetzigen Herrn nicht grün; ſein Mütchen zu kühlen, kam ihm das Gaſtſpiel der S. apropos. Als zweite Debütrolle der S. ſtand „Sappho“ auf dem Spielplan. Aber mit gnädiger Handbewegung hieß es: Honorar wohl, zweites Auftreten nein. Die Debütantin, die ſo ſchön auf ihren Stuartlorbeeren geruht, ſagt energiſch wie der alte Shylock: „Ich ſtehe hier auf meinen Schein.“ „Sei's darum“, ſagt der Herzog, „aber der Hof und was hofbedienſtet (damit Dreiviertel des Städtchens) bleiben fern; ſie mag ſpielen — vor leeren Bänken. Und keine Kränze, keine Blumen; den Spaß kann ich ihr ja verſalzen!“ — Der Hofgärtner, der einzige der in Meiningen Blumen zu verkaufen hat, erhält Order: bei Gefahr des Kopfes, kein Blümchen, kein Blättchen! — Der Abend kommt: Das Haus voll bis zur Decke. Da Sappho auftritt, unter brauſendem Beifall ein Blumenplatzregen und Rieſenlorbeerräder, daß Zirkusſpringer hätten durchvoltigieren können. Den größten davon läßt aus einer Hofloge ein ſelten ſchöner, hochgewachſener Greis, über deſſen Vornehmheit ſelbſt in Paris das Wort ging „über Meiningen gibt es keine Meinungen“, reichen: Seine Hoheit der Herzog Bernhard von Sachſen-Meiningen. Es muß eine Pauſe eintreten, bis die Mitſpielenden die Bühne von dem Grünzeug der Begeiſterung entlaſtet haben. „Wie war

das möglich?“ zürnt der Herzog. — „Ein Zug mit Landeskindern aus Hildburghausen, Hoheit, und ein telegraphisch bestellter Waggon mit Blumen aus Erfurt!“ — „Aufstand!“ Revolution!“ ruft der Fürst, „aber wartet, Rebellen, ich werde euch zeigen, wer Herr ist: Ellen Franz, willst Du mein Weib sein vor Gott und den Menschen?“ Leises Rot färbte die Wangen der jungfräulichen Magd und an den herzoglich-meiningischen Hausorden sinkend, hauchte sie: „Dein, Georg, mein VII., Dein!“ — Nach der „Sappho“-Vorstellung ungewohntes Treiben in Gassen und Gäßchen; verständnisinniges Winken von einer Seite des Bürgersteigs zur andern, was da sagen wollte: „Mir haben's dick hinter den Ohren!“ „Mir sind hell unter der Platte!“ Schadenfrohes Sichzublinzeln: „Das haben mir schlau gemacht; nieder mit der Unterrockwirtschaft!“ — Im Tabaksqualm der Wirtschaften wagen sich Worte hervor: „Das war nur der Anfang, 's kommt noch ganz anderſch.“ Das Nationalgetränk, die gute „Gose“, fließt in Strömen und beim Sechsundsechzig wird bei der untersten Karte mit Wucht in den Tisch gehauen: „Nee, 's Weiberregiment dulden mir einmal nicht als solide Demokraten!“ Kurz, helle Revolution! Der Herzog aber, er mag sie nicht mehr, seine undankbaren Untertanen: fort, eiligst fort, bis die Wunde, die sie seinem Vaterherzen geschlagen, wieder vernarbt ist. Tags darauf Trauungszeremonie im herzoglichen Schloß. Als Zeugen: der Adjutant des Herzogs und Regisseur Chronegk, seit Jahren der vertrauteste Freund der Ellen Franz. Verdammt! Ein kleines Hindernis! Als der Geistliche die Personalien der Zeugen abhört,

ſtellt es ſich heraus, daß Chronegk ſich zwar ſelbſt getauft (denn in Wirklichkeit trug er einen jener Namen voll Duft wie Veigelſtock oder Mandelblüh), im übrigen aber beſchnitten und ungewäſſert, und ſomit damals in Meiningen unqualifizierbar als Zeuge war. Was beginnen? Raſche Hilfe tut not! Chronegk ſelbſt hat die Geiſtesgegenwart: Kammerdiener vor! An dem iſt alles tipptopp, da fehlt kein Titelchen, kein Schnitzelchen; er iſt auf Befehl Trauungszeuge und packt dem Herzog den Hochzeitskoffer. Im übrigen nach dieſer Haupt- und Staatsaktion, auf die Meiningen nicht gefaßt war, Betäubung, Schwüle, dumpfes Schweigen. Ich aber ſpürte in mir etwas von einem politiſchen Laubfroſch, ſtieg auf das optimiſtiſche Sprößlein oben und prophezeite: Sonnenſchein: alles wird ſich in Wohlgefallen löſen, kein Malkontenter ſchießt — um mit dem alten Schartenmeier zu reden: „der neuen Landesmutter durch den Rock ins Unterfutter“, ſondern in Bälde huldigt ihr Stadt und Land.

Bei Bodenſtedt, der ſeit zwei Jahren nicht mehr Intendant des Hoftheaters war — es hieß, daß die Ellen Franz ihn geſtürzt — verkehrte ich fleißig. Der Dichter der Mirza Schaffylieder war ein gar ſtattlicher Herr und ſchritt mit ſeinen hohen, geſtickten, echt perſiſchen Stiefeln in ſeinem Wald von Büchern mit ſo ſicherem Bewußtſein wie etwa ſeinerzeit in Leipzig der gravitätiſche Literaturdiktator Gottſched. Ueberall um ihn in dienender Zärtlichkeit ſeine von ihm ſo oft beſungene Gattin Mathilde. Die anmutige, kleine Frau mit ihrem Lächeln voll Güte, beſaß nur eine Schwäche: ſie vermochte nicht oft genug von ihrem Manne ange-

dichtet zu werden. „Was willſt Du zu Deinem Geburtstag, Mathilde?“ — „Ein Gedicht, Friedrich!“ war die Antwort. „Was ſoll ich Dir zu Weihnachten beſcheren?“ — „Ein Gedicht, mein Friedrich, nichts als ein Gedicht.“ — Mit Oſtern war die Meininger Spielzeit zu Ende und die langen Ferien begannen. Ich reiſte nach München, um mich mit Emilie van der Straß trauen zu laſſen. Was wir beide ſo lange, ſo heiß erſehnt hatten, es ſollte uns nicht zum Heile werden. Die Schuld lag an mir. Die rührende Güte, ungewöhnliche Intelligenz und Schönheit der Frau, die ſich mir anvertraut hatte, hätten jedem andern ein dauerndes Glück bereitet. Mein verworrenes Weſen, mein unbefriedigter, krankhafter Ehrgeiz, der nicht erwarten konnte, was ſicher von ſelbſt gekommen, ja, bei einiger Geduld viel ſicherer und früher gekommen wäre — machten mich zu einem fahrigen, kindiſchen, ſchier pathologiſchen Geſchöpf, das ſich ſein Leben und das der Gefährtin ganz unnötig verdarb. — Die Verheiratung eines herzoglichen Hofſchauſpielers iſt doch wahrlich kein kleines Ereignis für eine Thüringer Metropole! Und als ich mit meiner Frau in Meiningen ankam, in den Gäßchen, durch die wir ſchritten, rechts und links an allen Fenſtern, hinter leiſe zurückgeſchobenen Vorhängen, Bürgerinnen und Bürger, vorſichtig auslugend. — Geſpielt aber wurde zuerſt im Badeort Liebenſtein, in einem kleinen herzoglichen Theater. Hier beging ich einen der dümmſten Streiche meines Lebens. Bei einer Probe im Koſtüm von Graf Eſſex befahl mir Grabowſky ein Barett in der linken Hand, nicht in der rechten, zu halten und während einer langen Szene

beileibe nicht vom Degenknauf wegzubringen. Von dem unerhörten Blödſinn gereizt, ſprang's in mir auf, ich warf Barett, Rolle und Engagement hin und bat um augenblickliche Entlaſſung. Spätherbſt, eine junge Frau und kein Engagement! Immerhin hatte ich noch Glück; ich erhielt einen Antrag nach Straßburg. — Ich ſtand vor dem Dom und ſtaunte empor und konnte nicht müde werden, zu ſchauen, und wie ich die Augen halb ſchloß, um inniger zu genießen, da regte ſich unverſehens die ſtarre Rhythmik der Ornamentenfülle; und wie ſie leiſe zerfloß und verzweigend anſchwoll in Wucht und Größe, und wie ſie ſich wieder grüßend fand, um ſich in Grazie zu umarmen — da ſchien mir, dem gänzlich Unmuſikaliſchen, faßlich zu werden, was Muſik iſt, ſein ſollte. — Herr Heßler, der Direktor des neuerbauten Stadttheaters — das alte ſoll das erſte Gebäude der Stadt geweſen ſein, welches von den Geſchützen des Kriegsjahres 1870 zerſtört worden war —, empfing mich mit gezwungenem Lächeln. Von ſeiner vorgeſetzten Behörde erhielt er den preußiſch-ſtrammen Wink: Leiſtungen als Schauſpieler niſcht: Spielen is nich! Er mußte alſo einen anderen Charakterſpieler kommen laſſen. Leicht wurde es ihm nicht, ſein Kunſt-Harakiri. „Den Franz Moor, geſtatten Sie mir wohl noch als letzte Rolle zu ſpielen", ſagte er mit Verbiſſenheit, „geben Sie den Spiegelberg, er iſt frei". Die Räubervorſtellung kam. Ich trete als der hochſtapleriſche Maulheld auf und poltere meine Worte: „Der Teufel hole die Pfaffen!" Was iſt das? Brauſender Beifall! Ich ſtehe verblüfft und muß eine Pauſe eintreten laſſen, bis der Lärm ein Ende genommen. Und der Grund? Der Kulturkampf

ſtand damals im Zenith und die Neu-Straßburger in echt Bismarckſcher Wolle gefärbt, machten ihrem Herzen Luft. — Gleich noch ein politiſches Stückchen aus dem Theater! In der Oper „Templer und Jüdin“ ſpielte ich den alten Juden Iſaak und war Zeuge einer anderen patriotiſchen Demonſtration. Der mitwirkende Baritoniſt Reichmann, der ſpäter ſo berühmt werden ſollte, wurde an die Rampe geſchickt, um für die Stelle „Du ſtolzes England freue dich, dein König groß und ritterlich“ zu ſingen: Du ſtolzes Deutſchland freue dich; dein Kaiſer ſtolz und ritterlich“. Dieſe Geſchmackloſigkeit fand bald darauf Revanche: bei einer „Tell“-Aufführung demonſtrierte Alt-, gegen Neu-Straßburg bei allen Stellen, wo der Dichter von der Fremdherrſchaft ſpricht. Solche Gegenſätze zu mildern, die Gemüter zu beſänftigen, war Heßler der Mann nicht. Er war unbeliebt und wurde wie alle Streber, die durch die Umwälzung des Krieges emporgekommen waren und Hautgout beſaßen, „Reichskalifornier“ genannt. Gerne mimte er den Herrenmenſchen: auf dem Platze vor dem Theater rief er nicht ſelten laut, daß man es hören konnte: „Seine Majeſtät der Deutſche Kaiſer hat mich auf dieſen Poſten geſtellt: was Bismarck in der Politik, Moltke mit dem Schwert, das bin ich in der Kunſt.“ Mich ſchikanierte dieſer Uebermenſch, dem, ach!, noch ſo viel bis zum Menſchen fehlte, wo es nur möglich war, z. B. im „Urbild des Tartüffe“ von Gutzkow, in welchem Stück ich die Tartüffegeſtalt des Präſidenten gab, ſprang Heßler, dem der abgeſetzte Charakterſpieler noch im Herzen brannte, nach dem erſten Akt auf die Bühne und ſchrie: „Sie ſehen aus wie ein verkohltes

Zündhölzchen, legen Sie sich sogleich einen Bauch auf!“ — „Bester Direktor“, protestierte ich, „der nächste Akt spielt nur einen Tag später, dem Mann kann doch nicht über Nacht ein Bauch gewachsen sein“. Um indes nicht durch Zank aus der Stimmung gerissen zu werden, entschloß ich mich zu einem Kompromiß und legte mir da, wo nach seinem Ausspruch „ein Loch klaffte“, ein paar Handtücher auf. In der Nähe eines solchen Zornkraters war es auf die Länge nicht auszuhalten, und so entschloß ich mich schweren Herzens, Straßburg zu verlassen und nahm für den nächsten Winter Engagement in Danzig an.

Direktor des Stadttheaters war Georg Lang, der in seinem ganzen Wesen etwas von der rundlichen Behaglichkeit und Anmut seines Vaters, des berühmten Münchner Komikers, besaß. Auch seine Frau, die schöne Soubrette Rattey, ehedem in Berlin, besonders als „Milchmädchen von Schöneberg“ gehätschelt und verwöhnt, hatte etwas von der „Molligkeit“ ihres Gatten und war mit ihrem pikanten, naseweisen Lächeln, wie man in Wien sagt — zum Anbeißen. Da ich Glück beim Publikum hatte, erhöhte Lang — dieser weiße Rabe — aus freien Stücken meine Gage und gab mir zudem ein Benefize, das ich nicht im Kontrakt hatte. Ich wählte für den Abend „Kabale und Liebe“ und spielte den Wurm. Nachdem ich als hagerer Sekretär Luisen aus verhaltener Leidenschaft und Geschmack an der Intrigue den ränkevollen Brief diktiert hatte und zärtlich an sie mit den Worten herantrat: „Verzage Sie nicht, liebe Jungfer, ich habe herzlich Mitleiden mit Ihr, wahrlich herzlich Mitleiden —“ lösten sich von den

Lippen eines Zuschauers auf der letzten Galerie — (welcher Schauspieler könnte sich ein idealeres Publikum wünschen?!) laut die Worte: „Jawoll, jawoll, du, du!“ Genau als wollte er sagen: Schuft, wer glaubt dir das?! Ich blickte unwillkürlich auf, und noch heute sehe ich den jungen Burschen wie er, die Ellenbogen auf die Brüstung gestützt, den Kopf in die Hände gebettet, die Worte hervorstieß. Er hatte sich so der Sache hingegeben, daß er keine Ahnung besaß, er spräche laut mit. — Es gehörte meine ganze Unklarheit im Denken dazu, den Antrag, im nächsten Winter mit gesteigerter Gage bei Lang zu bleiben, abzulehnen, um nach — Lübeck zu gehen. Nach Schluß der Danziger Saison zog ich zum Sommeraufenthalt nach dem nicht fernen Oliva, einer an waldige Hügel sich lehnenden Ortschaft, nahe dem Strande der Ostsee. Mit den letzten Ausläufern des Danziger Stadtgebietes endet das deutsche Element; die ganze Bevölkerung ringsum ist polnisch. Armes Landproletariat, ausgemergelte Gestalten mit müde hängendem Kopf, die die Blechflasche mit kaltem „Kaffee“ gefüllt, morgens ausziehen und oft Stunden und Meilen laufen, um für sechzig, achtzig Pfennig Taglohn vierzehn, auch sechzehn Stunden zu arbeiten. Sie wohnten in langgestreckten, sich dachsartig zur Erde duckenden, rissigen Lehmbaracken, die zum „Gute“ gehörten. Den Besitzern waren sie in gewissem Sinne hörig. Denn sie waren verpflichtet, weil sie die Wohnlöcher angeblich billig hatten, dem Herrn zur Zeit der Ernte Feldarbeiten zu leisten. Die „Besitzer“ aber waren meist nur kleine, verschuldete Emporkömmlinge mit einem angeheirateten, unzulänglichen Vermögen. Einen

Bauernſtand gab es nicht. Wenn die armen polniſchen Teufel auch für den geringſten Lohn keine Arbeit bekamen, was nicht ſelten vorkam, ſo betrieben ſie, gleichſam offiziös, den Holzdiebſtahl — und mußten ſie dafür ins „Kittchen“ (ins Loch), dann geſchah es mit einer Gewohnheitsmiene wie bei geſchäftlichen Dingen. Und ſo gab's auch kaum ein Haus, an dem nicht eine zerbrochene Fenſterſcheibe mit Vorladungszetteln zu Gerichtsterminen geflickt geweſen wäre. Noch ein Kurioſum ſei hier notiert. Von den Herren im Amt ſowie von allen, die deutſch ſprachen, ſagten die ausſchließlich katholiſchen Polen: „Er ſpricht lutheriſch.“ Und die verhaßten Maigeſetze des damaligen Kulturkampfes nannten ſie: „den Maiglauben“.

In Lübeck angekommen, war ich ſehr betrübt, eine Geſellſchaft zu finden, ſo ſalopp zuſammengeſucht, daß ſie künſtleriſch ſchon im Entſtehen den Keim des Todes in ſich trug. Auch finanziell ſtanden wir von Woche zu Woche knapp am Abgrund. — Ein Lichtblick während dieſer traurigen Saiſon war mir Emanuel Geibels Wohlwollen, der mich oft zu ſich lud. Seiner politiſchen Geſinnung nach monarchiſch-abſolutiſtiſch (was, wie er mir oft erklärte „das einzig Geſunde“ ſei), war er in ſeinem Weſen und Aeußeren ganz das Gegenteil eines Ariſtokraten. Sah man ihn mit ſeinen grauen Flatterlocken, einen ſchwarzen Schlapphut auf dem Kopf, in ärgſter Kälte ohne Handſchuhe durch Lübecks Straßen ſtürmen, ſo hätte man ihn eher für einen demokratiſchen Anhänger des Königsberger Johann Jakobi gehalten, als für einen für Wilhelm I. in die Leier greifenden Poeten. Im April ſtarb Herwegh in Baden-

Baden und mir kam ein, eine Geldsammlung zu veranstalten, um in irgend einer Form dem Andenken des großen, politischen Lyrikers eine Ehrung zu bereiten. Ich bat Geibel, seinen Namen an die Spitze der Liste zu setzen. Obgleich nun Herwegh seinen Bruder in Olymp arg gezaust hatte —

(„Emanuel von Geibel, ach!
Dir es verzeihen soll er,
Bezahlt hat dich der Wittelsbach,
Und du besingst den Zoll—er."),

so tat es Geibel gerne. „Unserm Trompeter!" sagte er mit leuchtenden Augen, „das versteht sich!"

Nach Schluß der Saison reiste ich mit meiner Frau nach München zu kurzem Aufenthalt. Ich war viel bei Gabriel Max. Er malte damals seine gedanken- und farbentiefsten Bilder. Zwei sehr entgegengesetzt klingende Dinge verdarben leider später die große Kunst dieser wahrhaft fürstlichen Natur: der Spiritismus, in den Max sich förmlich eingesponnen hatte, und der Materialismus in Gestalt von Kunsthändlern. Während diese, die „Konjunktur" benützend, den Maler der Mode zur Zuvielmalerei verleiteten, lockte ihn das spiritistische Irrlicht auf Seiten- und Sumpfwege. Ich mußte bei „Sitzungen" auch mitmachen und z. B. Tische, die da durch bloßes Händeauflegen in Galopp gerieten — ein betrogener Betrüger — derartig springen machen, daß mir der Schweiß von der Stirne troff; in welcher Attitüde mich Max auch einmal auf ein ihm zunächst liegendes Blättchen Papier in 30—40 Sekunden infamgenial karikierte. Bei Max lernte ich Makart kennen,

der mich einlud, ihn in Wien zu beſuchen. Das ſollte bald geſchehen, da mich ein gar lieber Anlaß nach der öſterreichiſchen Hauptſtadt führte: die Verheiratung meiner Schweſter Sofie mit Eduard Hanslick. Piloty gab mir eine Empfehlung an Dingelſtedt, dem damaligen Direktor des Burgtheaters mit, der, als er in München war, fleißiger Gaſt im Atelier des berühmten Malers geweſen. Sie hatte gar keine beſondere Abſicht, ſollte mich nur mit dem großen Manne bekannt machen. Ich gedachte, den Brief ohne Umſtände zu überreichen, anſpruchslos, wie er mir von einem Künſtler mitgegeben wurde. Irrte mich aber erheblich! Dingelſtedt ſaß auf einer Erhöhung, ſo etwa wie ein ungariſcher Stuhlrichter, und bot mir mit kühler Handbewegung ein Armenſünderſtühlchen unter ſich an. Uebung vermag viel: das alte Geſicht mit den müden Augenlidern, den ſpärlichen grauen Bartkotelettefäden hatte — „es war erreicht!“ — wirklich etwas von der Dekadenz eines verlebten Ariſtokraten. Auch ſein Benehmen war wenigſtens an jenem Tage — er wechſelte nämlich — ganz „du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut“. Ein blaſierter Seitenblick auf den Wurm in der Tiefe, und er ſchien alles zu wiſſen. Ein kurzes: „Nun?“ — „Direktor Piloty war ſo gütig. Ihnen zu ſchreiben —.“ — „Sehr ſchön, habe geleſen, mein Herr, aber wir haben keine Vakanz.“ — „Darum, Herr Baron, hat es ſich ja kaum gehandelt, aber —.“ „Aber Sie wünſchen mich kennen zu lernen. Könnte geſchehen, — bin nur augenblicklich ſehr beſchäftigt — vielleicht ein andermal —.“ — Damit war ich mit ſamt Piloty hinausgeworfen.

Makart war kürzlich aus Kairo zurückgekommen und gruppierte in loser, gefälliger Weise die heimgebrachten Skizzen und Naturstudien in seinen großen, märchenhaft-schönen Atelierräumen, für die ihm Kaiser Franz Joseph vor einigen Jahren, nahe dem Ringgürtel der Stadt, Grund und Boden geschenkt hatte. Alles, was da in Wien kunstverständig war oder dafür gelten wollte, gab sich in dieser in Farbe schwelgenden Werkstatt des großen Koloristen ein Rendezvous. Die Spitzen der Stadt, die der Kunst und des Adels reichten einander die Tür. Die Majorität bildete die Frauenwelt; die wunderschöne blonde Gräfin Kathinka, Gemahlin des zigeunerbraunen Ministerpräsidenten Andrassy, die Fürstinnen Esterhazy oder Metternich, und wer nennt sie — in Zauberhüllen, geboren von dem leidenschaftlichen Willen, dem noch freien Herrn des Hauses die Sinne wirbelnd zu machen, kamen und gingen. Makarts Kunst brauchte diesen Rausch; in Purpur geboren, war ihr Paolo Veroneseſche Pracht und Glut, Element, Atem, Nahrung. Und doch — da bestand ein Widerspruch —: wer hätte sich in diesem Trubel, verbunden mit blinder Abgötterei, sammeln, verpuppen sollen zu einem Insichgehen, zu stiller Arbeit, ohne die auf die Dauer selbst das Genie nicht bestehen kann. Makarts Kunst erstarb in diesem Wirbel. Der Meister gab einen Begrüßungsabend. Perser Teppiche und goldig leuchtende Gobelins deckten die Tische; man speiste auf Meißener, Alt-Wiener oder chinesischem Porzellan, mit Renaissance- oder Rokoko-Bestecken aus Silber und Gold, trank aus phantastisch geschliffenen, venezianischen Kristallgläsern und füllte sie aus getrie-

benen Krügen und Humpen aus der Blütezeit der Augsburger Silberschmiedekunst. Ein jeder Tisch anders und alle zu einem Kunstwerk zusammengestimmt. Mir aber, dem kleinen Komödianten, der noch vor einigen Wochen in Lübeck in dem bescheidenen Gäßchen Marderloch gehaust, kam es zu, der — um mich einmal ganz gewählt auszudrücken — Creme der Wiener Gesellschaft eine Deklamation zu geben nach Art der Münchener Vorträge. Ich hatte Glück, kam in die Zeitungen und wurde aufgefordert, zu einem wohltätigen Zweck den Vortrag öffentlich zu halten. Ludwig Speidel, der die Wiener Kritik meisterte und in Händen hielt, stark und sicher wie ein Wagenlenker der Ilias seine Zügel, war zugegen und lobte mich. Aus der langen Kritik, die auch manches auszusetzen hatte, will ich mir erlauben, die ersten drei Worte, die mich stets stolz gemacht, zu zitieren. Sie lauteten: „Ein geborener Schauspieler — —". Ich lernte den großen Schwaben in späteren Jahren persönlich kennen. Auf gedrungenem, massigem Bau saß ein unverhältnismäßig großer, grauer Lockenkopf. Trotz des wenig schönen, stark geröteten Gesichtes, der knapp anliegenden, goldenen Brille hatte das Haupt etwas mächtig Gebietendes. Speidel hatte die sonderbare Gewohnheit, zugleich mit dem gespreizten Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten häufig ein und dieselbe Stelle am Haaransatz der gewölbten Stirne zu reiben, wodurch zwei sich scharf abhebende, hellweiße Streifen im Haar entstanden, den beiden leuchtenden Strahlen gleichend, welche die Kunst in ähnlicher Form Moses aufs Haupt setzt; so daß Speidels pompöser Schädel mit dem des großen Gesetzgebers erstaunliche

Aehnlichkeit besaß. Ihn sprechen zu hören war Labsal durch Inhalt und Form: Die Stimme hatte einen vollen, warmen Klang, und selten öffnete er den Mund, ohne daß eine scharfsinnige, geistvolle Bemerkung über die Lippen gekommen wäre.

Nicht selten kommt es vor, daß die Frauen, die sich der Bühne widmen, auf dem Wege zu diesem Beruf ihren eigensten entdecken: sie heiraten. Meine Schwester Sofie, die wir schon in meinen Dramen aus der Kinderstube als Sängerin kennen gelernt, wollte sich in Wien der Oper widmen. Sie lernte Hanslick kennen, und er nahm sie zur Frau. Die rührende Novelle, wie dies geschah, hat der Meister in seinem monumentalen Werke „Aus meinem Leben" geschildert; lassen wir ihn selbst plaudern:

„An einem Frühlingsnachmittage trat, von ihrer Schwester begleitet, eine junge Sängerin bei mir ein, mit dem Ersuchen, sie anzuhören. Eine Schülerin der Marchesi, sollte sie demnächst in der öffentlichen Prüfungsproduktion des Konservatoriums auftreten. Ich akkompagnierte ihr die Romanze der Mignon aus der Oper von Ambroise Thomas. Mit ineinander gefalteten Händen, das dunkellockige Haupt etwas zurückgelehnt und die blauen Augen gen Himmel gerichtet, sang sie „Kennst du das Land?" Ihre Stimme klang so warm, der Vortrag so tief empfunden, zugleich so dramatisch, daß ich, davon sympathisch berührt, ihrem Talente eine schöne Entwicklung prophezeite. Gerne folgte ich ihrer Einladung, sie im Kreise ihrer Familie aufzusuchen. Da habe ich denn häufig mit ihr musiziert, insbesondere einige Rollen wie Agathe, Mignon, Mar-

garethe, Amneris ihr am Klavier begleitet. Nicht nur ihr Talent, ihr ganzes Wesen interessierte mich, das, bescheiden, schweigsam, schüchtern, nur im Gesang einen ungeahnten Aufschwung nahm. In der Opernproduktion, welche die öffentliche Schlußfeier des Konservatoriums bildete, sang und spielte sie (im Kostüm und mit Orchesterbegleitung) die Kerkerszene aus Gounods „Faust" mit hinreißender Wärme und Wahrheit. Der erste Preis im dramatischen Gesang wurde ihr einstimmig zuerkannt. Der Ruf von diesem neuaufgetauchten, vielversprechenden Talent verbreitete sich bald. Dr. August Förster, im Begriffe, die Direktion des Leipziger Stadttheaters zu übernehmen, kam in Begleitung seines Kapellmeisters Josef Sucher zu der jungen Sängerin, hörte sie singen und engagierte sie. Der bereits unterzeichnete Kontrakt ist trotzdem nie in Kraft getreten und daran war kein anderer Schuld als ich. Sofie Wohlmuth, so hieß das Mädchen, wurde meine Frau." — Hanslick, damals just fünfzig, war nicht groß, von behaglicher Fülle, sehr lebhaft und beweglich. Sein feines Gesicht, mit den Brauen wie Vogelnester, den großen Augen voll Herzensgüte, besaß Ernst, Schärfe und Anmut zugleich. Hanslick war der richtige Oesterreicher, der gerne genoß; aber sein Genießen war kein gedankenloses Schwelgen: es lag Einsicht, Begreifen des Lebens darin, des „Es lebe das Leben". Wer das Bild Rossinis in seinen älteren Jahren gesehen, kann sich auch eine Vorstellung von Hanslick machen: beide ein klein wenig eitel auf ihr hübsches — mit Erlaubnis der Alldeutschen — Exterieur, beide göttlich runde Epikuräer. Mir ist der edle Mann bis zu

ſeinem Tode Freund und Bruder geweſen und hat gar viele meiner Dummheiten, durch ſeine Güte, ſeinen Rat und ſeinen Einfluß wieder gutgemacht. — Nach der Hochzeit reiſte ich wieder nach München. Tirol hatte eine große Ueberſchwemmung heimgeſucht, und mit Entſetzen las man von den Verwüſtungen im Ziller- und Tauferertal. Defregger hing mir eine Ledertaſche, mit Banknoten gefüllt, um und ſandte mich als ſeinen grand-aumônier in ſeine geliebte Heimat. Unter außerordentlichen Beſchwerden durchwanderte ich am erſten Tag das verwüſtete Zillertal, da und dort die zerriſſenſten Exiſtenzen mit kleinen oder größeren Banknoten notdürftig flickend. Nicht ſelten mußte ich, um weiter zu kommen, über naſſe Steinblöcke klettern, die dieſe Sintflut von den Höhen mit der Wucht kämpfender Titanen ins Tal geſchleudert. Sie ſchlugen oft, ſo wurde mir erzählt, mit ſolcher Vehemenz aneinander, daß die Nacht für Augenblicke hell erleuchtet war, und die entſetzten Bewohner zwiſchen Waſſerfluten vor Feuergefahr zitterten. Da wo Bergrieſen das Zillertal ſchließen, übernachtete ich in einem hochliegenden Stall mit meinem Führer, einem Wirte aus „Zillergrund“, dem ein anſtürmender Wellenſchlag in einer Minute Hab und Gut und ſeine Lieben weggeſchwemmt hatte. Ich lag auf Streu, zog frierend meinen Ueberzieher enger an mich und ſah durch geborſtenes Mauerwerk ins Freie. Trat der Mond aus den Wolken, ſo tauchte für Minuten geſpenſtig die ganze grauenhafte Pracht der Verwüſtung vor mir auf. In meinem unruhigen Halbſchlummer hörte ich die Seufzer des Wirtes. Wie unſere Erzväter, wenn ſie von ihrem Beſitze reden.

Weib, Vieh und Kind in einem Atem nennen, so lamentierte auch der Naturmensch an meiner Seite: „Oh, mei' Mutterl, mei' Küh, mei' Weib, mein' Schaf', mei' Bua.“ — Meine Phantasie war von allem, was ich tagsüber gesehen, überreizt, und ich träumte verworrenes Zeug. Ich sah aus Gletschern Wasserströme stürzen, die zu Seen mit wilden Wellen wuchsen und Ortschaften wegschwemmten — plötzlich weckte mich eine Sturmglocke . . . aber sie hing friedlich am Halse der einzigen Kuh, die dem Wirte geblieben war und sich vielleicht soeben eine Fliege vom Halse gescheucht hatte. Vor fünf Uhr schon sprang ich von meinem Lager auf und machte am Ufer der Ziller Toilette. Dann überstieg ich mit meinem Schlafkameraden das zehntausend Fuß hohe Hörnlejoch und gelangte ins Tauferertal, wo ich weitere „Vergelt's Gott in Himmel auf“ für den Spender in München einkassierte. — Für den Winter nahm ich wieder Engagement in Danzig bei Lang. Im Sommer spielte ich dann einige Wochen auf Helgoland in einem kleinen, artigen Holztheater. U. a. gab ich die Titelrolle des Trauerspiels „Roger Dumenoir“, das keinen Geringeren zum Verfasser hatte als den englischen Gouverneur der Insel. Das Stück begann recht anheimelnd: es zeigte den Helden Dumenoir auf dem Friedhof, eine Grube schaufelnd, in die der Gemütsmensch seine zu einem Stelldichein zitierte Geliebte werfen wollte, nachdem er ihr zuvor mit einer mitgebrachten Hacke den Garaus gemacht. Der Dichter-Gouverneur war im übrigen ein charmanter Herr, der für die Deutschen viele Sympathien zeigte: er hatte die deutsche Schauspielerin Rudloff geheiratet und subven-

tionierte aus persönlichen Mitteln das Deutsche Theater auf der Insel. Mir verlieh er für meine bluttriefende Leistung eine Art Ordensauszeichnung, die er autorisiert war, zu vergeben; aber — schnöder Undank! — ich glaube, sie blieb auf der Insel liegen. — Für den Herbst nahm ich Engagement in Madgeburg an. Da ich mir aber die Gagenreduktion, zu der Direktor Sch. behauptete, sich gezwungen zu sehen, für meine Person nicht gefallen lassen wollte, so war ich nach acht Wochen mit Magdeburg fertig. — Ich weiß nicht, wie es mir plötzlich einkam, ich könnte meine Erlebnisse bei den kleinen Truppen in Dörfern und Märkten in einem heiteren Büchlein schildern! Leipzig nicht ferne — auf, nach der berühmten Bücherstadt! In einem engbrüstigen Zimmerchen, wie das des „armen Poeten" von Kotzebue, schmierte ich mit Eifer bis ein kleiner Band beisammen war, den ich „Streifzüge eines deutschen Komödianten" nannte. Joh. Ambr. Barth nahm das Buch in Verlag und ließ ein größeres Kapitel daraus in der „Gartenlaube" abdrucken. Keil, der Besitzer des damals so berühmten Blattes, klopfte mir wohlwollend die Backen und zahlte mir ein phantastisches Honorar. Auf diese Weise kam ich mit Literaten Leipzigs in Berührung; auch Wilhelm Liebknecht lernte ich kennen. Wenigen dürfte es bekannt sein, was für einen stolzen Stammbaum der rote Mann nachzuweisen imstande gewesen wäre: von mütterlicher Seite vermochte er ihn geradlinig Blatt für Blatt bis Luther hinauf zu belegen. Freilich befanden sich unter seinen Ahnen keine Raubritter, sondern bloß Ritter vom Heiligen Geist: Gelehrte, Magister, Universitätslehrer. Der recht-

ſchaffene, biedere Alte mochte mich gut leiden und wurde nicht müde, an Abenden in ſeinem Hauſe „Bet' und arbeit'" von Herwegh oder „Trotz alledem" von Freiligrath von mir zu hören. Das war ſo recht Waſſer auf ſeine Mühle. Zur „Taufe" ſeines Sohnes (des augenblicklich eingekerkerten Abgeordneten) war auch ich geladen. Sie beſtand in einer beſcheidenen Schmauſerei, bei der der geniale Drechſlermeiſter Bebel eine friſche, gar nicht gedrechſelte Rede hielt. Ich rezitierte zum Nachtiſch u. a. „Die Disputation" von Heinrich Heine. Nachdem ich geendet, meinte Bebel: „So was ſollte heute einer ſchreiben; ſofort ſäß' er im Loch." Uebrigens ſaß er ein paar Monate ſpäter wirklich im Loch, wo ich ihm eine Anſtandsviſite abſtattete. —

Es war Frühling geworden, die „Streifzüge" waren gedruckt. Mit dem Honorar, das Barth zahlte, entſchloß ich mich, einen Ort im Schweizer Jura aufzuſuchen. Ich wählte das alte franzöſiſche Städtchen St. Urſanne. In ſteilen Bergen, wie verſchollen, hat ſich die kleine Stadt ihr mittelalterliches Gepräge ſo unberührt erhalten, daß man glauben möchte, ſie wäre ein halbes Jahrtauſend in tiefem Schlafe gelegen. Auch die Reſte einer Raubritterreſidenz auf kecker Höhe fehlen nicht. Morſche Mauern verbinden ſie mit dem Haupttor des Städtchens. Dieſes Tor! Ein Witz, eine Kaprice, ein närriſcher Einfall aus Stein und Holz: unten breit und großſpurig — ſodann turmartig, ſchlank und ſchmächtig —, dann mit eins ſtatt der Spitze eine breite Kopfbedeckung: Geßlers Hut auf der Stange! Die Straße, welche die Stadt ausmacht, zwängt ſich zwiſchen ſteilen Felswänden und einem

kecken Bug des reißenden Doubs. Hat man sie in fünf Minuten im Schlenderschritt durchmessen, so erblickt man den steilen historischen Felsen, in welchem der Gründer des Städtchens, der fromme Ire Ursanne, der zugleich mit St. Gallus durch diese Täler zog, um in die Hütten das junge, keusche Christentum zu tragen, mit einem Bären in einer Grotte gehaust hat. Die beiden unzertrennlichen Kameraden, Ursanne und sein Bär, gaben dem Orte Namen und Wappen. Einzelne burgartige Bauten Ursannes zeugen, daß sich der Ort im Mittelalter anschickte, unter den Städten des Jura eine Rolle zu spielen. Heute stehen sie recht großprotzig da in dem winzigen Städtchen, und als wollten sie sich mit ihren originellen Physiognomien lustig machen über ihre gute Herrin und riefen ihr unaufhörlich zu: ei potztausend, was machen wir denn in einem so kleinen, verschlafenen Nest?! Auf jedes Dutzend Bürger kommt in Ursanne ein Wirtshaus; denn die Stadt besitzt deren mehr als der Passionsweg Stationen — und ein jedes ladet, winkt und animiert durch ein altes Schild aus Blech und Schmiedeeisen; das ergibt eine fidele Menagerie in den Lüften aus Schlangen, Löwen, Ochsen, Bären und allerlei Federvieh. Und überall, wohin das Auge fällt, erblickt es, gemeißelt, geschnitzt, gemalt das Wappen der Stadt: den aufrecht stehenden Bären mit dem Bischofsstab im Bärenarm. Steht man auf dem steinernen Bogen, der den Doubs überbrückt, so sieht man — ein intim-reizvoller Blick wie der hinter die Kulissen — die ganze Rückseite des verwitterten Städtchens; und Gärten, Wiegen, Bienenkörbe, Spinnrädchen, Ziegen am Strick usw. spiegeln und schaukeln sich, ver-

sinkend und wieder auftauchend in den springenden Fluten des wilden Gewässers. Natürlich fehlt der Brücke ihr heiliger Nepomuk nicht. Auch ein schöner Brunnen schmückt die Stadt, der aus vier aufgerissenen, phantastischen Fratzenmäulern Wasser erbricht. Sein schönster Schmuck ist eine schlanke Säule, auf der der heilige Ursanne mit seinem Bären steht. Der steinerne Heilige faltet die Hände und betet für die lebendigen Sünder aus Fleisch und Bein. Der gerechte Stolz der Stadt aber ist der romanische Dom, mitten in ihrem Herzen; er ist aus grauen Steinen gefugt, rein und unangetastet im Stil, liegt erhöht wie auf einem Postament und taucht stolz-bescheiden auf aus ihn umgrenzenden Linden. Kein Mensch aber überschritt zu jener Zeit das schöne Portal der Kirche, sie blieb gemieden an Wochen- und Sonntagen. Es scheint, daß der damalige „Kulturkampf" in Deutschland ansteckend wirkte: auch aus Bern kamen Gesetze (ich weiß heute wirklich nicht mehr, welcher Art sie waren), die die Katholiken des Jura, sonst friedfertig wie „Fridolin, der treue Knecht", zu Revolutionären aufwirbelten. Sie mieden die alten Gotteshäuser und errichteten sich Kirchen in Speichern und Ställen. Was nur ein jeder „Schönes" im Hause hatte, wurde herbeigeschleppt, um die Scheunen zu schmücken. Was dadurch zustande kam, geschmackvoll war es nicht; aber dennoch: Einfalt und Blumen in Fülle machten den Raum zu einem Tempel, rührend und weihevoll. Und im ganzen Jura, soweit ich ihn durchstreifte, dasselbe Bild: Gras vor der alten Kirchentüre und Priester an den geschmückten Altären der Holzverschläge. — Auf breiter Landstraße, die sich wie

ein Doppelgänger an den Lauf des Flusses hält, erreicht man in einem Stündchen die französische Grenze; fast täglich überschritt ich sie und lief nicht selten nach dem Städtchen St. Hipolyte, wo ich in einer Konditorei mit dem närrischen Schild „Au bon Diable“ Erfrischungen nahm. — Aber ach! just hier in der lieblichen Idylle Ursannes habe ich die grausamste Handlung meines Lebens begangen: das Herz, das mir in Treue zugetan war — eine rechte Metzgerarbeit — gewaltsam von mir abgelöst.

Im Herbst war ich in Berlin und spielte als Gast an einem „Henne-Theater“. Am Tage meines ersten Auftretens wurde mir eine Karte ins Zimmer gebracht, auf der zu lesen war: „Der allbekannte Liebling der Musen.“ Zwar schauderte dem Staubgeborenen vor dem Anblick des Olympiers, doch ließ ich ihn eintreten. Der Göttliche trug Jägerwäsche, und es schien, als ob sein zugeknöpfter, fadenscheiniger Winterrock mit den ausgeweiteten Seitentaschen viel darunter zu verbergen habe. Der Musengeküßte war unrasiert, ungewaschen und salopp in der Haltung; eine verkrachte Existenz auf den ersten Blick. Er tat sofort vertraulich und intim und sagte mit pfiffigem Lächeln, in das sich aber versöhnlich ein Zug von Gutmütigkeit mischte: „Verlassen Sie sich auf mir, junger Mann, ich mach's!“ Und seine großen Hände demonstrierend, ergänzte der alte Bettler-Claqueur: „Betrachten Sie jefälligst die Pfoten; die jenügen, die Begeisterung jehörig zu erhöhen und haben schon manche Karriere gemacht.“ — Dann spielte ich Molièresche Rollen an der „Belle-Alliance-Bühne“ und auch bei Emil Klaar am „Residenztheater“. —

In den Kunsthandlungen Berlins war damals eine neue Reproduktion des Bildes von Menzel „Christus als Knabe zwischen den Schriftgelehrten“ ausgestellt. Der rücksichtslose Naturalismus der Darstellung in dem Werke, der da sagte: schaut, so wird die Sache gewesen sein — packte mich mächtig. Echter, und man gestatte mir den Ausdruck „koscherer“, sind in der Kunst die Juden nie (selbst nicht von Shakespeare, dessen Shylock bis in die Fingerspitzen mauschelt), gezeichnet worden. Ich beschloß den Aufstieg zu dem großen Meister in den fünften Stock. Er malte an dem entzückenden Bilde, wie bei einer Prozession im Salzburgischen der Träger einer heiligen Fahne dieselbe durch das nicht hohe, schmiedeiserne Rokokotor vermöge einer genial-kecken Niederbiegung der Stange zu schieben versteht. Menzel nahm mich gar freundlich auf und erkundigte sich lebhaft nach den augenblicklichen Arbeiten seiner Münchener Kollegen. Wohlwollend sprach er von Grützner, dem schalkschen Eindringling in Klosterkellereien und Psychologen der Mönchsräusche. Auch von dem Farbendichter Makart in Wien mußte ich ihm erzählen. Von der Farbenschönheit des letzteren sprach er mit heller Bewunderung, in die sich, wie mir schien, fast ein Schimmer von Sehnsucht mischte: „Ich wollt', ich könnt' auch das.“ Ich entsinne mich einer den Beurteiler wie den Beurteilten charakterisierenden Bemerkung Menzels über Makarts Bild „Karl V. Einzug in Antwerpen“: „— Ein anderer hätte vielleicht bedacht, daß in dem nördlichen Klima die fast nackten Schönen um den Kaiser frieren müßten oder geglaubt, bei einem oder dem andern der vielen Zuschauer auf dem Bilde

durch die bloßen Reize der Holden ſinnliche Erregungen andeuten zu müſſen — keine Spur davon bei Makart; das Genie, unangekränkelt von alledem, kümmerte ſich um nichts als um ſeine Farbe." — Gerne beſuchte ich damals die Hörſäle der Univerſität. Einmal erlebte ich dort einen intereſſanten Nachmittag: von Treitſchke betrat vor „ausverkauftem Haus" das Katheder. Er gab ſich ganz feudal: Zylinder, Glacehandſchuhe — nur leider die abgetretenen Stiefelabſätze verrieten den Herrn Profeſſor. Trotz eines Zungenfehlers ſprach er ſehr geläufig. Er las preußiſche Geſchichte, bekränzte Gekrönte und prophezeite den Demokraten mit vor Glück leuchtender Miene wieder die Prügelbank. „Preußen den König nehmen", ſagte er u. a., „und dafür eine Volksherrſchaft geben, hieße ſoviel als einem Menſchen ſein geſundes Bein abnehmen, um es durch ein hölzernes zu erſetzen". Nachdem Treitſchke zu Ende war, hörte ich, wie einer der anweſenden, hohen Offiziere die Bemerkung machte: „Eine größere Verherrlichung des Königtums kann man ſich nicht denken." Anders empfand ein anderer Zuhörer: der anarchiſtiſche Abgeordnete Moſt; er tauchte am Schluß des Vortrags aus einem Winkel auf und ſchrie: „Hier wird öffentlich Korruption gepredigt!" Glücklicherweiſe verſchwand er bald darauf, ſonſt hätte es Skandal gegeben. — Der Saal war noch nicht ganz leer, als bereits Hörer des berühmten, radikalen Eugen Düring in denſelben eindrangen. Ein Antipode trat dem andern auf die Hacken. Der blinde Gelehrte, ein gänzlich fleiſchloſes, mit Haut überkleidetes Skelett, wurde von Frau und Sohn ſeines altgedienten Pelzes entledigt und zum Katheder geleitet. Der zu-

ſammengedrückte Körper des Fünfzigers zuckte nervös; ſein faltenreiches Antlitz, auf dem kein kräftiger Bartwuchs gedeihen wollte, hatte mit dem faſt zahnloſen Munde etwas von einer alten, keifenden Jungfer; ja mit dem vorhängenden Fangzahn ähnelte es der Phorkyas im zweiten „Fauſt“. Den Oberkörper über den Tiſch gebeugt, die knöchernen Finger krampfhaft geballt, die in unmodernen Stiefeln ſteckenden Füße einwärts gekrümmt, brach er mit dem Augenblick, da er auf dem Stuhl niedergelaſſen war, mit ſeinem Vortrage los, wie wenn eine Schleuſe plötzlich geöffnet wird. Seine Rede glich einer daherbrauſenden Windsbraut: ſie fegte und fegte ohne Raſt und Rückſicht. Grinſte er dabei ab und zu ironiſch, ſo ſah es aus, als zerbiſſe und zerfleiſche er ſeine eigenen Worte. Die Rapidität zornigen Spottes, der Enthuſiasmus des Ingrimms gaben ein Brillantfeuerwerk menſchlichen Verſtandes ohnegleichen! Treitſchke und Düring hintereinander! Ob ihre Ideen nicht nachträglich noch wie die Geiſter der Gefallenen nach der Hunnenſchlacht zu erbittertem Kampfe gegeneinander ſtürmten?! — „Wollen Sie nach Amerika gehen?“, wurde ich im April des Jahres 1880 in einer der Berliner Theateragenturen gefragt, die in Seitenſtraßen der „Linden“ ſo üppig wuchern wie Pilze nach einem Juliregen. Da ich bejahte, ſagte der Agent: „Die Direktorin des Deutſchen Thaliatheaters in New York, Frau Cotrelli, iſt im Büro nebenan, gedulden Sie ſich einen Augenblick; Sie können ihre Bekanntſchaft machen.“ Nach wenigen Minuten öffnete ſich die Türe und die neue Neuberin Amerikas, eine volle Blondine, einen Hundert-Dollar-Hut auf dem hübſchen Kopf, trat

ein. Ich erhob mich, mich vorzuſtellen — aber ſiehe da, die ſtattliche Dame kommt auf mich zu, ſtreckt mir die Hand entgegen und ſagt luſtig: „Na, wie iſt's Aliſi, gehen Sie mit?“ Einen Augenblick ſtehe ich frappiert, jauchze aber ſogleich laut auf und küſſe der Meiſterin freudig die Hände: meine neue Herrin war keine andere als das luſtige kleine Mädel aus Stendal, die „Lenore“ ohne Studium und Probe. Jetzt freilich als die berühmte erſte Soubrette der Neuen Welt machte ſie andere Honoraranſprüche als ein Glas Grog. Die geſchäftlichen Angelegenheiten waren bald „gefixt“ und mit einem herzlichen „Auf Wiederſehen drüben“ empfahl ich mich von meiner freundlichen Gebieterin.

Ende Auguſt beſtieg ich in Bremerhaven den Dampfer „Habsburg“, der mich in elf Tagen nach New York brachte. Die Stadt beſaß neben dem geräumigen Thaliatheater noch ein kleines, deutſches Schauſpielhaus, das „Germaniatheater“. Die ganze deutſche Preſſe verhätſchelte die kleine Bühne und ſchlug auf unſere Köpfe los. Voran in der ſehr geleſenen „Sozialiſtiſchen Volkszeitung“ die Frau des Chefredakteurs und früheren ruſſiſchen Nihiliſten von Schewitſch. Die grauſame Kritikerin, eine geborene von Dönniges, die Ehemänner ablegte wie verbrauchte Handſchuhe und vordem allbereits Frau von Rakowitza, Frau Friedmann geheißen, war keine andere als die berühmte Geliebte Laſſalles, um die er im Duell fiel. In ihrem pikanten Büchlein „Meine Beziehungen zu Ferdinand Laſſalle“ erzählte ſie, wie ſie dem genialen Volksmann in Schäferſtunden manchmal zugerufen: „Couche, couche!“ Etwas ähnliches mußten ſich auch

alle Mitglieder des Thaliatheaters von ihr gefallen laſſen. Durch die Verneinung der Preſſe wurde die Situation für unſer Theater bedenklich, bis anfangs Dezember die Cotrelli ihren Haupttrumpf ausſpielte: ein Gaſtſpiel der Geiſtinger. Dieſe treffliche Künſtlerin war der richtige Star für New York: prachtvolle Erſcheinung, glänzende Koſtüme und große Wandlungsfähigkeit, die dem Amerikaner gleichbedeutend mit Genialität iſt. Heute „Die ſchöne Helena“ oder „Die Gerolſtein“ — morgen die „Königin Eliſabeth“ im „Grafen Eſſex“ uſw. Nach der Geiſtinger gaben wir fleißig Anzengruber und Schiller. Im „Wilhelm Tell“ ſpielte ich den Attinghauſen. Einmal, während der langen Pauſe zwiſchen den beiden Szenen des alten Patriarchen, ſetzte ich mich auf eine Raſenbank im Hintergrund der Bühne. Schneider und Friſeur waren juſt dabei, Statiſten für ihren Beruf amerikaniſch zurecht zu richten. Es war luſtig anzuſchauen! Das neunzehnte Jahrhundert zog man ihnen gar nicht vom Leibe: Der Menſch, wie er von der Straße aufgeleſen war, wurde unten in ein paar leinwandene Ritterſtiefel und oben in einen Waffenrock aus einer Maskenverleih-Anſtalt geſteckt, auf dem die übergebliebenen Knöpfe ein rechtes Einſiedlerleben führten. Darauf klebte der Friſeur dem Objekt als Bart ein Stück Wolle ins Geſicht, die aber häufig mit der Farbe ſeines Haupthaares wenig korreſpondierte. Dann ließ er ſeine Mannen noch reihenweiſe, vermöge einer dicken Stange Kugellackſchminke, unter ſeiner Fauſt erröten. „Geſtatten Sie mir eine Frage“, redete ich einen dieſer ewigen Schweiger an, deſſen Geſicht Intelligenz verriet, „was ſind Sie außer Ihrem

heutigen Beruf?“ — „Seit Monaten bin ich nichts als Statist am Thaliatheater. Vor einem Jahre freilich war ich noch sächsischer Offizier. Mein Name ist Freiherr von . . . Eine Spielschuld, die mein Exzellenzpapa nicht zu zahlen geneigt war, zwang mich, die Heimat zu verlassen und nach Amerika zu gehen; ich habe Aussicht, in die amerikanische Armee einzutreten.“ Ich bedankte mich für die Offenheit des jungen Herrn und stellte an einen etwas älteren, ebenso grausam zubereiteten, die gleiche Frage. „Ich war preußischer Polizeileutnant in Berlin. Im Jahre 1876, bei der Reichstagswahl, stimmte ich mit den 35 Schutzleuten meines Reviers für den Sozialisten Fritzsche und die Sache kam auf.“ — „Und wie?“ — „Durch unsere Schläue: die von den Sozialisten mit dem Namen Fritzsche bedruckten Wahlzettel, welche vor der Türe des Lokals zur Verteilung gelangten, wiesen wir vorsichtig zurück und schrieben den Volkstribun mit Tinte auf einen Papierstreifen. Die Wahlkommission zählte beim Skrutinium 36 Tintenstimmen für Fritzsche, addierte zu 35 Schutzleuten einen Polizeileutnant, was 36 Staatsbeamte — weniger ergab! Ich aber drückte mich schleunig über den Ozean.“ — „Ich bin“, begann darauf aus eigenem Antrieb ein sehr junger Mensch, dem unter der Bartwolle des Friseurs der erste Flaum sprießte, „ein Wiener; in ein Chormädel vom Theater an der Wien hab' ich mich vernarrt. Mein Vater, ein Wachszieher vom Alsergrund, war fuchtig; so hab' ich Geld, wo ich's nur hab' kriegen können, z'sammpackt und 's Mädel dazu und bin durch. Zuerst, versteht sich, nach Italien; dann haben wir uns in Genua nach Brasilien

'nüberſchiffen laſſen, von da haben wir einen Kutſcher nach Mexiko g'macht, wo wir für teures Geld g'ſchwitzt haben wie im Dampfbad. Dann — warum weiß ich ſelber nicht — nach Havanna! Einmal, wir waren erſt ein paar Tag' da, wie ich vom Wiener Café zurück ins Hotel komm', find' ich 's Zimmer leer, 's Vogerl ausg'flogen. Damit mir der Abſchied von ihr noch ſchwerer wird, hat mir 's Engerl auch alles Geld mitg'nommen, was noch da war. Wer weiß, was für einen ſpaniſchen Sklavenhalter der Fratz zu ſeinem Sklaven g'macht hat. Mit dem Letzten in meinem Brieftaſchel bin ich her und muß mich als Statiſt in die Affenjacken da ſtecken laſſen, für fünfundzwanzig Cents den Abend." — „Nun", bemerkte ich, „Sie haben doch die Welt geſehen, die Tropen." — „Geh'n S'", war die Antwort, „in Wien ein Golaſch beim Küfuß und ein Seidel Pilſner ſind mir lieber wie die ganzen Tropen". — Der Inſpizient kam: „Bitte, auf Ihren Platz: die Sterbeſzene!" In zehn Minuten war ich tot und abgeſchminkt!

Im „Booth-Theater" gab Sarah Bernhardt ein längeres Gaſtſpiel. Wie es uns doch ſofort gefangen nimmt, beglückt, erlöſt, wenn einer auf der Bühne aus ſich ſelbſt ſchafft! Bei den erſten Worten, die ich von der Bernhardt hörte, kam es über mich: ja, das iſt Geiſt von ihrem Geiſte. Ich ſah ſie in „Rome vaincu" in einer tragiſchen Rolle, die ſie mit innerer Wucht gab. Ein Griff der gekrampften Hand nach den Eingeweiden, als wollte ſie ſelbſtmörderiſch in ihnen wühlen, war eine kühne, inſtinktive Eingebung, groß, weil wahr und pſychologiſch. In „Le Passant" war ſie als junger

Troubadour biegſam wie ein Birkenſtämmchen und ſchmuck wie ein Goldfaſan. Beſonders in dieſem Stücke bewunderte ich auch ihre ungewöhnliche Sprechtechnik. Worte und Sätze ſprudelten leicht und ſicher; es erinnerte an eine Fontäne, die aus Röhren und Röhrchen Waſſerſtrahlen ſprüht und Bälle wirft und wieder fängt. Ich machte die perſönliche Bekanntſchaft der genialen Frau. Eine ihrer fleißigſten Redensarten war: „Ma maigreur est ma spécialité.“ Und wirklich, in dieſem Geſicht hatte der Geiſt, ähnlich wie bei Voltaire, das Fleiſch faſt völlig aufgezehrt. Eigentlich blieb nicht gar viel darin übrig als das dominierende, große, wundervoll ſchöne, ſtahlblaue Auge. Die Bernhardt modellierte auch ganz hübſch, und während ich ihr auf ihren Wunſch, ganze Strecken aus Molière vorſpielte und vorlas, knetete und knetete ſie und machte aus mir einen rechten Satyrkopf. — Im „Wallack-Theater“ ſah ich Shakeſpeares „Wie es Euch gefällt“. III. Akt: Der Morgen graut, Nebel, die auf dem ſtillen Birkenhain liegen, verflüchten, Vögel in den Zweigen jubilieren ihr Morgenlied, ein Wanderer, der unter dem gaſtlichen Dache eines Baumes ruht, reibt ſich den Schlaf aus den Augen und zieht fürbaß! Die Sonne hat völlig geſiegt, die letzten Schleier weggedrückt und ſpiegelt ſich in dem klaren Bach, der rauſchend das Gehölz durchzieht und deſſen munteres Geplätſcher — denn es iſt wirkliches Waſſer, was wir ſehen — den ganzen Akt das heitere Geplauder Roſalindens melodramatiſch begleitet. Dazu ein recht mittelmäßiges Spiel — und man wird mir zugeſtehen, daß ich mit Meiningen recht hatte! Denn da haben wir Meiningen (das ſchlechte engliſche

Theater) vor Meiningen! — Kein ausgesprochener Engagement-Antrag, aber ein deutlicher Wink kam aus Wien vom Burgtheater. Man habe mich für den ausgezeichneten Charakterdarsteller Klein, der diese Bühne verlasse, ins Auge gefaßt. Da hieß es, sich flink auf den Weg machen; und so sah ich mich genötigt, das interessante Buch Amerika nach dem ersten Kapitel zuzuklappen. Einen erhabenen Abschiedsgruß noch wollte ich mitnehmen: die Niagarafälle. Dann bestieg ich zur Rückkehr nach Europa, Mitte April, den Dampfer „Wieland". Am zehnten Tag nahten wir uns Plymouth, wo das Schiff einen Tag zu halten hatte. Es wurde in den phantastisch zerklüfteten Kriegshafen durch unzählige Kreideklippen bugsiert. Ich faßte den Entschluß, den Dampfer zu verlassen, um mir ein Stück Alt-England zu besehen. Nach dem genialen Wahnsinn in den Straßen New Yorks hatte die Stille in den engen Gäßchen der schönen alten Stadt etwas Beruhigendes, schier Biedermeier-Behagliches. Im Stadttheater sah ich von einer deutschen Truppe eine Operette — und hätte davon beinahe nachträglich die Seekrankheit, von der ich auf dem Schiffe verschont geblieben, bekommen. Oben krähten ein paar ausgediente Schneppinen mit einer Stimme, die die Farbe verloren wie bunte Wäsche in heißer Lauge; am Dirigentenpult schlug ein langhaariges Genie in einem Frack so speckglänzend wie der eines Wiener Vorstadtkellners mit meterlangen Armen wütend um sich. Aber den „Gründlingen im Parterre", worunter sich englische Seeoffiziere befanden, gefiel die Sache ausgezeichnet, denn sie trampelten als Zeichen des Beifalls fast den Fußboden durch.

Tags darauf beſchloß ich, die Hauptſtadt Englands aufzuſuchen und nahm mein Billett nach — Stratford, der Geburtsſtadt Shakeſpeares. Ich ſtieg nahe ſeinem Geburtshaus, bei Shakeſpeare ſelbſt ab, ſo ſtolz nannte ſich mein Hotel. Ich darf mich rühmen, zu den wenigen zu zählen, die nicht an die Wand einer Erinnerungsſtätte den Namen gekritzelt. — Schnell ging es darauf über London und Brüſſel nach Wien. Die Kaiſerſtadt trug Galaſchmuck: es war das Hochzeitsfeſt des Kronprinzen Rudolf!

Trotz aller Eile kam ich zu ſpät: Klein hatte wieder mit dem Burgtheater abgeſchloſſen. Um mir Genugtuung zu bieten, bewilligte man mir ein „Ehrengaſtſpiel". In dieſer Form ſpielte ich im Monat Juni im alten Burgtheater u. a. den Harpagon, Haſſan („Fiesco") und den Böſewicht Mathias im „Sonnwendhof" von Moſenthal. — Jauner engagierte mich dann an das von ihm gegründete „Ringtheater". Es wurde von Wien, der warmherzigen Theaterſtadt, wie in einer Familie ein neues, liebes Mitglied, wohlwollend aufgenommen — ja, ſogleich ordentlich verhätſchelt. Beaumarchais „Figaros Hochzeit" (das Luſtſpiel) mit Mitterwurzer als Figaro war eine Vorſtellung, die ſich über die Konvention erhob. Gerne ſpielte ich die kleine Rolle des Baſilio. — Während einer Aufführung des Schauſpiels „Der Compagnon" von L'Arronge, juſt da ich mich auf der Szene befand, entſtand Unruhe im Publikum, infolge eines verdächtigen Brandgeruches. Dreimal mußte das Spiel unterbrochen werden, dreimal gelang es Direktor Jauner von einer Parterreloge aus, die Aufregung der Zuſchauer durch die Verſicherung,

es liege nichts Verdächtiges vor, zu beschwichtigen. Und doch! — Dieser Argwohn, er war wie ein Ahnen einer furchtbaren Katastrophe! Anfangs Dezember brachte das Ringtheater die Erstaufführung von Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen". Es gab einen großen Erfolg. Hanslick prophezeite in der „Neuen Freien Presse" eine lange Reihe von Wiederholungen. Ich wollte auch die zweite Aufführung anhören und patschte gegen sieben Uhr im Schneegestöber über den Opernring dem Ringtheater zu. Beim neuen Universitätsgebäude sah ich durch den Schleier der fallenden, großen Schneeflocken nicht fern einen Glutschein — und in demselben Augenblick fiel auch an meiner Seite das Wort: „Das Ringtheater brennt!" Es ist klug eingerichtet von der Natur, daß wir ein Unglück im Augenblick, da wir es erfahren, nicht mit all seinen Konsequenzen fassen, sonst würde es uns schier tötlich treffen. Ich erinnere mich, daß ich mehr neugierig als erschüttert weitereilte. Bald stand ich vor dem Theater und sah mit Tausenden in das flammenspeiende Haus. Plötzlich höre ich meinen Namen rufen — ich wende mich, und ein zitterndes, junges Geschöpf steht an meiner Seite, das mit seinen zarten, nassen, eiskalten Fingern meine Hände krampfhaft faßt: „Einer von uns, einer von uns", rufend. Es war ein Ballettmädchen, das ich kaum kannte, und eine Stunde früher hätte sie sich wohl nicht erinnert, daß ich ihr „einer von uns" wäre! Der Anblick der armen Kleinen war herzzerreißend. Ein Gazekleidchen, das sie beim Feste im zweiten Akt hätte tragen sollen, war alles, was sie am Leibe hatte. Ohne Schuhe, im Trikot stand sie im garstigen Eiswasser;

die entblößten Schultern verſuchte ſie mit ihren nackten Aermchen zu decken; die aufgelöſten, blonden Haare klebten an ihren Wangen, die naß waren von kalten Schneeflocken und heißen Tränen. „Mein Mutterl iſt da oben“, wimmerte das arme Geſchöpf, „im vierten Stock: ſie verbrennt!“ Sie ſchluchzte, daß das ganze dürftige Körperchen davon geſchüttelt wurde. „Sie hören ja, daß alles gerettet iſt“, beſchwichtigte ich die Jammernde. Dieſes geflügelte Wort, das ein k. k. Polizeirat einem kaiſerlichen Erzherzog, der zur Unglücksſtätte angefahren kam, beruhigend geſagt, war erſt vor wenigen Minuten flügge geworden und verbreitete ſich mit großer Schnelle. Es war wie ein Hohn auf die ſchreckliche Wahrheit im brennenden Hauſe und — nicht einmal originell; denn ſchon Torquemada und Peter Arbues riefen, dieweil tauſend Juden brannten: „Sie ſind alle gerettet!“ — Erſt durch langes Zureden gelang es mir, das Mädchen zu bewegen, ins nächſte Kaffeehaus zu treten, wo bereits ähnliche Unglücksgeſtalten um den Ofen kauerten. Ein wenig heißer Kaffee, den ſie genoß, durchwärmte die erſtarrten Glieder. Ihre Mutter hat die Aermſte natürlich nicht wieder geſehen. Wie wäre das auch möglich geweſen! Ich beſah mir einige Wochen ſpäter alle Räume des Hauſes, in das ſo viele zu einem luſtigen Spiel geladen wurden, um ſelbſt mitzuwirken in einer fürchterlichen Tragödie. In dem Ruß, der fingerdick die Wände der Gänge deckte, war der Todeskampf der Opfer förmlich eingraviert. Man ſah deutlich, wie ſie ſterbend ihre Fingernägel in die Mauer gegraben hatten. Entſetzliches Gekritzel! — Gegen drei Uhr früh dachte ich

daran, nachzuſehen, wie es in unſerer Garderobe mit meinem Handwerkszeug (Schminkſchatulle uſw.) ſtehe. Die Soldaten, die den Kordon um das Theater bildeten, ließen mich nicht durch; einer, ein Slawe, der mich nicht verſtand, erhob ſogar den Säbel, um dreinzuhauen; auch er ſchien heute, „alles retten zu wollen“. Endlich gelang es mir dennoch durch Liſt, den Bühneneingang zu erreichen. Da zog er vorbei, der gräßlichſte Leichenzug, der gedacht werden kann. Eine endloſe, ſich immer und immer wieder erneuernde Reihe von Opfern. Der Tod hatte ſie in ſeine Farbe gekleidet: ſie waren alle ſchwarz, was ſich beim Fackellicht grauſig abhob von der Todesblääſſe der Leichenträger. Unſere Garderoben waren von der Wut des Feuers verſchont geblieben; dennoch habe ich meine Habſeligkeiten nicht wiedergeſehen. Jedes Gewerbe hat ſeine Glanzmomente; Diebe leben von ſolchen, da Jubel oder Entſetzen ihre Mitmenſchen verwirren. Während Hunderte ihre letzten Seufzer zum Himmel ſenden, füllen nebenan ein paar arme Schelme unter Lebensgefahr ihre Taſchen mit Theaterrequiſiten. Alle unſere Schubladen erbrochen! Auch die meine leer wie ein ausgeblaſenes Ei; doch nein, ein einziger Gegenſtand war zurückgeblieben, von allen einer: meine Leibwattierung: alles war für mich gerettet! — Im Souterrainlokal einer nahen Wirtſchaft tagten wir nachmittags. Eine unheimlich bange Schwüle und Stille herrſchte in dem niederen, nur von wenigen Gasflammen trüb erleuchteten Kellerraum. Wer kam, drückte dem andern ſtumm die Hand. Das Unglück liebt es, ſich abſurd zu kleiden: Die erſte Anſtandsdame ſtreifte mit ihrer langen Seidenſchleppe, die geſtern noch die Bretter

des Ringtheaters fegte, die Lumpen einer armſeligen Kehrfrau, welche dasſelbe gründlicher mit einem Beſen zu beſorgen hatte. Chormädchen, noch immer in der Balltoilette von geſtern ſteckend, die ihnen das Theater für alles, was es ihnen nahm, ſterbend vererbte, kauerten frierend an den Wänden. Hier ſtolze Mimen im Pelz, friſiert wie das Schild eines Haarkünſtlers, dort ein Theaterarbeiter ohne Rock, den verbrannten Arm im zerriſſenen Hemdärmel. Die Verſammlung wählte aus ihrer Mitte drei Vertrauensmänner, die zunächſt die Geſchäfte des verwaiſten Perſonals zu leiten hatten. Auch mein Name fiel. Tags darauf verteilten wir, das gewählte Theaterkomitee, im Büro eines Polizeirates die erſten Gelder, die bereits für das Perſonal geſpendet waren. Zuerſt wurden die Namen der Mitglieder verleſen. Meldete ſich der Aufgerufene nicht, ſo wurde „fehlt“ gerufen, aber — „tot“ geſchrieben. Das Wort erſtarb alſo hier buchſtäblich in der Feder. — Namentlich bei Nennung des Orcheſterperſonals traten die kleinen, fürchterlichen Pauſen häufig ein. — Eine Rührung hatte die ganze Welt ergriffen. In Kürze war eine Million Gulden für die „durch den Brand Verunglückten“ zuſammengeflutet. Ich ſchlug dem Hilfskomitee im Gemeinderat vor, dem Perſonal die Gagen den Winter über auszuzahlen, ſo, als ob das Theater nicht verbrannt wäre: immer am Erſten des Monats. Ich drang durch. — Auch Pauline Lucca wollte ihr Scherflein beitragen und arrangierte eine Wohltätigkeitsvorſtellung, in der ſie ſelbſt mitwirkte. In ihrer Wohnung wurden die Plätze verkauft. Ich war auf ihren Wunſch Beiſitzender und nahm für ein Billett hundert, aber auch

zwei- und dreihundert Gulden ein. Wer hätte auch zurückhalten ſollen, wenn ſie dabei ſtand, ſie, die Reizende, die den Eindruck hervorrief, als ob die Natur über die ganze, hinreißende Perſönlichkeit mit einem kecken Schriftzug das Wort Genie geführt. Das Theaterkomitee war aufgelöſt, und ich flüchtete mit den Trümmern meiner Habe Ende Februar nach Paris, das ich noch nicht kannte. Ich nahm Wohnung in dem ländlichen Vorort Neuilly und kam zur Stadt nur, wenn ich das „Théâtre Français“ beſuchte oder bayeriſches Bier trinken wollte, das damals Paris zu erobern begann. Durch ein Empfehlungsſchreiben der Bernhardt an Coquelin, hatte ich das Glück, den Ausgezeichneten kennen zu lernen. „Mon cher Coq!“ hieß es in dem Schreiben, „nimm Dich ſeiner an, er iſt ſehr remarquable“ uſw. uſw. Coquelin hat den Wunſch ſeiner Kollegin in herzlicher Weiſe erfüllt: wiederholt war ich Gaſt in ſeinem ſchönen Heim, durch aparten Kunſtgeſchmack „ein Stück von ihm“ — und ſpielte er intereſſante Rollen, ſo erhielt ich nicht ſelten Einladung und Sitz. Coquelin war ein großer Komiker ohne die „trockene“ Komik, wie wir ſie in Deutſchland ſo ſehr lieben; ſein Weſen war geiſtſprühender Humor. Und darum liebte ich ihn noch mehr in Rollen, wo ihm nicht (wie bei Molière) durch uralte Traditionen Feſſeln angelegt waren, ſondern wo Phantaſie und Geiſt ſich ungeſtörter auszuſchwelgen vermochten. — Der Frühling kam, der Sommer — und ich hatte noch kein Engagement. Tieftraurig zog ich mich in meinen geliebten Schmollwinkel St. Urſanne zurück. Endlich kam ein Antrag aus Wien. Strampfer hatte mit 1. September

das Carltheater übernommen und bot mir Engagement. Gerne nahm ich an. Aber ach! Die Herrlichkeit sollte nicht lange währen. War das Glück ihm nicht mehr treu, war die früher so kräftige und kühne Hand des alten Bühnenpraktikers unsicher geworden, es wollte nichts Rechtes zustande kommen. Wieder war es ein häßlicher Dezembertag, da erfolgte der Zusammenbruch des Theaters! Arbeiter drangen ins Theaterbüro, im kernigsten Dialekt ihre rückständige Gage fordernd; und da sich die Geldmächte ins Direktionszimmer zurückzogen, sprengten sie gewaltsam die Türe. Es war eine abscheuliche Szene! Mir selbst war die Sache zum Segen: ein Ruf nach Weimar kam. Weimar! Welcher Deutsche fühlte sich nicht, wenn er diesen geliebten Namen hört, wie durch einen Zauberschlag gegrüßt von hundert herrlichen Gestalten, geboren aus der Phantasie unserer großen Meister. Ich debütierte mit Erfolg und wurde vom Intendanten des großherzoglichen Hoftheaters Baron Loën vom Herbst auf drei Jahre engagiert für Otto Lehfeld, der nach langem Zögern ernstlich pensioniert zu werden wünschte. — Nach Wien zurückgekehrt, dachte ich daran, wie die weite Spanne Zeit zu überbrücken wäre. Hugo Wittmann willigte ein, mit mir den Text zu einer komischen Oper zu schreiben, und so entstand „Der Feldprediger", zu dem Millöcker graziöse Musik machte. — Mein Freund hatte die feinsinnige Sängerin des Carltheaters, Helene Weinberger, geheiratet und wählte Italien zur Hochzeitsreise. Ich aber wurde mitgenommen, wie ich war: d. h. ohne Geld. Das offene Auge der bezaubernden Frau, empfänglich für all die

großen Eindrücke rundum, sah es mir an, wie gerne auch ich immer weiter geschwelgt hätte, und so animierte sie von Station zu Station mit ihrem lustigen, gütigen Lachen: „Machen S' eben einen weiteren Pump.“ Auf diese Weise wurde ich bis Neapel und Pompeji ins Schlepptau genommen. Hier trennte ich mich von meinen Freunden und reiste zurück. Zuerst nach Bozen, dann ins Pustertal zu Defregger. Er hatte sich auf der Spitze des Berges, an dessen Fuß sein Heimatsdorf Dölsach liegt, eine geräumige Blockhütte erbaut. Hier hauste er, 6000 Fuß hoch, schon seit Wochen mit seinem kleinen Söhnchen Hermann. Er war abgestiegen, mir den Weg zu zeigen und kam mir bis Lienz entgegen. Knapp vor Dölsach begegnete uns eine Frau, bei deren Anblick Defregger aufschaut und Halt macht. Sie trug einen kleinen Korb auf dem Rücken und war bäuerlich gekleidet. Obgleich an die Vierzig, deckte noch gesunde, frische Röte die Wangen der kleinen, blonden Frau, und ihre weißen Zähne leuchteten und prunkten. Auch sie hielt und blickte groß mit ihren schönen, blauen Augen. Die beiden betrachteten sich gar merkwürdig. Und so forschend und neugierig, als ob sie sagen wollten: So so, das ist aus dir geworden! Defregger, dessen Stimme die Erregung nicht verbergen konnte, fragte: „Was bist jetzt?“ — „Enziangraberin!“ — „So? Hast g'heirat?“ — „Scho, zwei Bub'n hab' ich; und Du, ich weiß, bist ein großer Professor g'worden!“ — Was Stand! Was Zeit! Da standen sich zwei gegenüber, die sich einstmals schreckbar lieb gehabt, einzig nur Mensch und Mensch! — Ich werde die hübsche Szene nie vergessen. Defregger erzählte mir später, wie

er vor mehr als zwanzig Jahren zu der hübschen Dirn Fensterln ging, da noch sein Vater lebte. Das Mädel wohnte weit, der Alte war streng: um früh wieder ordnungsmäßig bei der Arbeit zu sein, mußte Romeo in der Lederhose zum Hin und Zurück die ganze Nacht opfern. — Beim Aufstieg zum Blockhaus hielt Defregger bei einer Almhütte und zeigte mir ins Holz geschnittene oder gekratzte Ziegenböcke, die er als Hirtenbub mit einem Messer eingekritzelt. Auf der Höh', wo das Blockhaus stand, war es wunderbar: wenn die Sonne des Morgens die schweren Nebel, die die ungeheuren Tiefen deckten, weggedrückt hatte, und die Täler Tirols und Kärntens dem Auge in ihrem leuchtenden Grün sich enthüllten, so war es, als ob durch ein Schöpfungswort eine Welt geboren worden wäre. Nachdem ich drei Wochen bei meinem Freunde Tiroler Luft und Wein geknei pt, verabschiedete ich mich und reiste mit einem Umweg über Wien ins Engagement nach Weimar.

Am Eingange des von der krausen Ilm durchströmten, sanften Tals, der grünen Hügelwelle, die Goethe zu einem Parke umgedichtet, fand ich Wohnung. Tagtäglich vor den Proben machte ich meinen Spaziergang nach dem Dorfe Oberweimar. Der Weg führte an einem der kleinsten und doch berühmtesten Häuser Deutschlands vorbei: an Goethes Gartenhaus. Es grüßt von leichter Höhe und ist umrankt von Rosen, die der Dichter aus Italien heimgebracht. Es war keine Pose vor mir selbst und den anderen, wenn ich, so oft ich vorbeiging, das Haus grüßte: sein Anblick riß

mir den Hut unwillkürlich vom Kopfe. Nicht selten begegnete mir auf diesen Promenaden der Großherzog. Regelmäßig hielt die hohe, aristokratische Gestalt, jeder Zoll innerste Ueberzeugung legitimer Würde; regelmäßig redete mich Serenissimus an mit einer zur Gewohnheit gewordenen Herablassung, aber auch mit herzlichem Wohlwollen. Wiederholt rezitierte ich ihm auf seinen Wunsch mitten im Grün des Parkes ganze Strecken aus meinen Rollen. Ueber manche, die er von mir gesehen (Richard III., Kaliban, Tartüffe), wollte er Ansicht und Auffassung hören. — Es kam mir ein, in Weimar für die Malerwelt ähnliche Vorträge zu halten wie seinerzeit in München. Bei dem dritten oder vierten erscheint zu meinem Erstaunen, just da ich loslegen will — ganz à la Friedrich der Große oder Josef II. —, der Großherzog in der Türe und nimmt in der ersten Reihe Platz. Nach dem Vortrag kam er zu mir ans Pult und belobte mich, zumal für einen Gesang aus „Dantes Hölle", den ich, wie er sagte, „mit großer Plastik gegeben". „Und Dank", so schied er, „für die Anregung, die Sie meinen jungen Künstlern geben".

Nachdem mich Salvini in New York, wo er nach der Bernhardt am „Booth-Theater" auftrat, als Macbeth durch seine Unmittelbarkeit bis ins Herz gepackt, hatte ich das Glück, den andern großen italienischen Meister kennen zu lernen: Rossi! Am eigenen Leibe, möchte ich sagen, denn bei seinem Gastspiel in Weimar spielte ich mit ihm den Jago — und wenn er als Othello bei der Stelle: „Beweise, Schurke, daß mein Weib verbuhlt", auf mich losprang und mich packte, so mußte die Seele eng mit dem Körper verquickt sein,

ſollte ſie nicht herausgebeutelt werden. Eine Abſcheulichkeit, wie ſie nur das Wandertum der Virtuoſen gebiert, war es, daß Roſſi italieniſch, wir deutſch ſprachen. Bei den großen Aufgaben der Schauſpielkunſt heißt es, nachtwandleriſch den Spuren des Dichters zu folgen — alles andere: Spekulation, „Auffaſſung", Regieweisheiten uſw. werden nichts anderes zuſammenbringen als Surrogate, Stümpereien. Roſſis Kunſt nun war ganz innerliches Empfinden, Anſchauen und Erleben; da war alles echt und wahr; da gab es nichts, man mußte mit ihm! — Perſönlich war er von bezwingender Güte und Anmut: ein altes Kind! Einmal, an einem häßlichen Winternachmittag, traf ich den Italiener am Parkrand, wie er frierend die Füße aneinanderſchlug und ſich in ſeinen Pelz vergrub. „Herr Roſſi", ſagte ich, „Sie ſind halb erfroren, ich wohne nur wenige Schritte von hier, kommen Sie zu mir, ich bin zwar Junggeſelle, aber ich koche Ihnen guten, heißen Kaffee". — „Bravo, Bravo", rief er, ſprang in die Höhe, klatſchte in die Hände wie ein Knabe und küßte mich, „das iſt lieb von Dir, Bruder: Kaffee, weißt Du, ſchlägt kein Italiener ab, alſo komm!" Bei mir zu Hauſe in der warmen Stube gefiel's ihm ausgezeichnet: eins, zwei, waren die naſſen Stiefel abgeſtreift und meine Pantoffeln an ſeinen Füßen; er warf ſich auf das breite Sofa und wälzte ſich darauf behaglich und pudelwohl. Von dem brennheißen, mörderiſchſtarken Mokka, den ich braute, ſchlürfte er wollüſtig Taſſe um Taſſe. Bald war er aufgetaut, wurde geſprächig und erzählte, immer mit dem hübſchen, italieniſchen Anklang, von ſeinen Gaſtſpielreiſen. „Weißt Du", plau-

derte er, „bei Euch hier ſpiele ich gern; aber z. B. drüben in Amerika, das iſt gar keine Kunſt mehr; da habe ich manchmal, wenn ich im Weſten hab' ſpielen müſſen in einem Zirkus oder großen Schlachthaus oder ſo — Sachen geredet — oh! z. B. hab' ich auch paarmal reing'rufen ins Publikum . . . (er donnerte mit ſchwungvollem Pathos die klaſſiſchen Worte aus „Götz von Berlichingen") — und bravo haben ſie gerufen —„da capo!" Er ſchüttelte ſich vor Lachen. „Da capo", weißt Du, das war das einzige italieniſche Wort, was ſie verſtanden haben — und das hab' ich ja g'wußt!" — Anfangs Mai gab es in Weimar eine Tonkünſtlerverſammlung. Walter von Goethe, der letzte Enkel des Dichters, der das Haus ſeines großen Ahnherrn verſchloſſen hielt wie die Juden die Bundeslade, die ſie nur einmal im Jahre dem Volke zeigen, „erweichte ſeinen harten Sinn" und öffnete, ſelbſt ein Muſiker, die geheiligten Räume ſeinen tagenden Berufsgenoſſen. Ich wurde herbeigerufen, aufzupaſſen, daß nichts — „wegkomme"! Hamlet ſagt: „Ich könnte in eine Nußſchale eingeſperrt ſein und mich für einen König von unermeßlichem Gebiete halten." Und wahrlich, eine Nußſchale war es, womit der König von unermeßlichem Gebiete des Geiſtes ſich begnügte! Dieſes ſchmale Arbeitszimmer für den auch körperlich Wuchtigen! Das ſchlichte Bett, der einfache Lehnſtuhl! O dieſe beſcheidenen Großen aus der Biedermeierzeit! Da lag auch noch auf ſeinem Platze das ſchmale, längliche Kiſſen, auf dem die Arme Goethes ruhten, wenn er diktierte. Das alles noch ſo unberührt zu ſehen, es hat mich innig ergriffen. — Walter von Goethe war ein

gar ſcheues Wild. In ſeinen jungen Jahren meinte er, ein Komponiſt zu ſein, und weil man ihn nur „halb mit Erbarmen lobte“, was viel weher tut als ein geſunder Tadel, zog er ſich verletzt zurück. Der kleine, gebückte Mann mit dem langgezogenen Geſicht, ſo faltenreich, wie man es an Zwergen beobachtet, mit dem übergroßen Kopf auf dem gebrechlichen, ſchmächtigen Körperchen, das ſchier an Alraunchen erinnerte, zeigte bei jeder Berührung mit der Außenwelt etwas Schüchternes, Aengſtliches, Mimoſenhaftes. Sein ganzes Weſen glich einer kaum geheilten Wunde, die bei der leiſeſten Berührung ſchmerzt. Demungeachtet war es mir vergönnt, als Belohnung für mein gewiſſenhaftes Aufpaſſen im Goethe-Haus, ihm bei der kunſtſinnigen Frau Hartmuth Balladen von Goethe vorzutragen. Sein Urteil war: „Sie ſetzen ſich erſt mitten hinein und gehen dann um und um.“ Das waren ſeine Worte, weiß nicht, was er damit gemeint. Walter von Goethe ſtarb im Frühjahr 1885. Bald darauf ging dem Landtag des Großherzogtums eine Regierungsvorlage zu, das Goethe-Muſeum zu fondieren. Ich wohnte auf der Tribüne der Sitzung bei und freute mich, wie es mit eins keine Parteien gab, die Landboten ſich von den Sitzen erhoben, um, ohne Debatte, einſtimmig, die Vorlage zu bewilligen! „Wie das verzauberte Tier, das auf unterirdiſchen Goldkiſten liegt“, ſo ängſtlich hatte der Enkel den Nachlaß des unſterblichen Ahnherrn bewacht. Trotz des Drängens der Goethe-Forſcher blieb alles hermetiſch verſchloſſen. Aber — um wieder zu zitieren — „Schätze, verborgene, drängen ans Licht“. Jetzt ſollten ſie gehoben werden. Der alte Amtsrichter

Walther, in deſſen Bezirk das Goethe-Haus lag, und deſſen Amtspflicht es war, die Nachläſſe zu ſichten und zu regiſtrieren, war mein Tiſchnachbar im „Ruſſiſchen Hof“ und verriet uns in ſeinem gemütlichen Dialekt die erſtaunlichſten Dinge. Einmal erzählte er: „Sie haben keene Ahnung, was da alles unten in den vernachelten, halbvermoderten Kiſten begraben liecht. Heute früh z. B. kommt ein Buch in einem Futteral an die Reihe; ich ziehe rechts, der Großherzog links — was kommt heraus? Der Götz! — 's erſchte Manuſkript davon!“

Der „Feldprediger“ war in Wien, Berlin und vielen deutſchen Bühnen mit Beifall zur Aufführung gekommen, und auch das Textbuch wurde gerühmt. Durch Hanslick erfuhr ich, daß Johann Strauß ein ähnliches Libretto von Wittmann und mir in Muſik ſetzen möchte. Die Sommerferien des Hoftheaters waren gekommen, und ſo reiſte ich nach Wien, um mit dem Meiſter zu beraten. Mit einem Frühzug fuhr ich nach Schönau, wo er zurzeit auf ſeinem Gute weilte. Ich ließ mich melden und luſtwandelte eine Weile im ſchönen Garten. Da erſcheint auf der Terraſſe der Villa ein Herr in elegantem „Bonjour“ und ruft mir zu: „Bißl matinal, freut mich, aber bißl matinal; na, ich mach mich in drei Sekunden fertig.“ Die Sekunde hatte, wie es in Bayern heißt, der Fuchs gemeſſen und währte länger als eine Stunde. Dafür aber hatte der Walzerkönig Wort gehalten, er war wirklich fertig: Die Haare waren gekräuſelt, der Backenbart ſchwarz gefärbt, die Brauen nachgezogen und auch ſonſt vermochte man in dem elegant geſchnittenen Geſicht des Meiſters da und dort

Retuſchen zu bemerken. Er trug jetzt ein braunſamtenes Künſtlerjackett und an ſeinem rechten Arm ſchepperten goldene Braſſeletten. Kleine Schwächen! Im übrigen war Strauß ganz liebenswürdiger Wiener und ſprach über den Textplan, den ich ihm mitteilte, mit feiner Ueberlegung. Der Zufall wollte es, daß bald darauf der ungariſche Dichter Jókai vorſprach, und wie es ſich herausſtellte, gleichfalls „den Dolch im Gewande“. Der zuſammengedrückte Herr, der in jeder Weiſe eher ausſah wie ein alter Notar eines Provinzſtädtchens, zog alsbald aus ſeiner bauchigen Rocktaſche ein umfangreiches Manuſkript: ein Libretto für Strauß. Es gab demungeachtet keine Baſiliskenblicke und kein Duell. Wir ließen uns vielmehr von unſerm charmanten Wirt und ſeiner ſchönen Frau zu einem ausgezeichneten Frühſtück führen und waren bei köſtlichem Vöslauer ſehr aufgeräumt. Einmal neigt ſich Strauß zu mir und ſagt: „Erzählen S' mir, bitte, was von Weimar.“ Ich dachte, er wollte das Neueſte über das Goethe-Haus und -Muſeum hören, irrte mich aber — denn ehe ich anhub, fuhr er fort: „Ich hör', daß die Ilm ſo ausgezeichnete Forellen hat; iſt das Fleiſch davon wirklich ſo zart und cremefarben?“ — Da ich kein großer Gaſtronom bin, mußte ich mich entſchuldigen, über das Weimar keine Auskunft geben zu können. — Den Sieg trug übrigens Ungarn davon; Strauß wählte Jókais Textbuch.

Am 6. November 1884 brachte Weimar „zur Feier der hundertjährigen Aufführung der Räuber“ eine Neueinſtudierung des Stückes. Der Intendant von Loën hatte einen Prolog verfaßt, das Haus war feſtlich erleuchtet, das Parkett den Hörern der Jenenſer Univer-

ſität reſerviert. Sie kamen vors Theater angefahren in geſchmückten Schlitten und voller Wichs. Fackeln und Lichter glitzerten wie hundert Irrlichter im Schnee. Vor dem Haus, am berühmten Schiller-Goethe-Monument, das mit Lorbeeren gekrönt war, ein frohes, farbiges Bild! Ich ſtand als Franz Moor auf der Szene. Kein Zeichen des Inſpizienten heute, daß der Vorhang hochgehen ſollte, ſondern ein „Silentium, Hoch“ eines Chargierten im Parkett. So ging's den ganzen Abend unter dem Kommando der Burſchenſchafter. „Ein freies Leben führen wir“ wurde von hundert friſchen Stimmen unten brauſend mitgeſungen. Ein Schillerfeſt! Ein junges Feſt! Ein deutſches Feſt! Nur einer fehlte: der Großherzog. Dem hocharistokratiſchen Sinne des alten, vornehmen Herrn war die ganze Sache, die übrigens ohne alte Traditionen nicht möglich geweſen wäre, zu urſprünglich, unbändig — republikaniſch-anrüchig.

Im Frühling gaben wir die beiden Teile „Fauſt“, und ich ſpielte zum erſten Male in Weimar den Mephiſto. Auf dem Buche prangte: „Bearbeitung von Dr. Otto Devrient“. Gäbe es eine äſthetiſche Polizei, ſie hätte Bearbeiter und Bearbeitung dingfeſt machen müſſen! Eine dumm-dreiſtere Verſündigung an einem Jahrtauſendwerke iſt nicht zu denken! Gleich in dem herrlichen Prolog im Himmel, da der Teufel mit ſouveräner Grazie in den Kreis der Himmliſchen tritt und ſich aufreckt, um mit einer Frechheit zum Küſſen, dem Herrn eine Wette zu bieten, gleich in dieſen ſchönſten Verſen der deutſchen Sprache ein bübiſcher Eingriff. Man höre und ſtaune! Devrients Regieſtift ſtreicht den Gott und übergibt dem Engel Gabriel

das Referat. Vom Herrn wird infolgedessen immer in der dritten Person gesprochen, etwa wie bei einer Gerichtsverhandlung von einem abwesenden Zeugen: „Er hat", „er wird", „er läßt" usw. Und weil das nicht durchaus mit Goetheschen Versen zu fixen ist, so ergänzt sie — was liegt daran — Herr Devrient durch seine eigenen; dichtet auch — wer fragt darnach — da und dort ein paar Vierzeiler dazu. Und so geht es weiter durch den ganzen „Faust": jedes „anstößige" Wort gestrichen und durch ein sittenreines aus der Sudelküche Devrients ersetzt. Z. B. Goethe: „'s ist eine der größten Himmelsgaben, so ein lieb Ding im Arm zu haben." — Im Arm — fi donc — am Arm zu haben verbessert Devrient. Und bedenkt nicht, daß Gretchen auf diese Weise schwerlich zu ihrem Kinde hätte kommen können! Worte wie „die Hur'" — ja was denkt sich Goethe von einem Hoftheater — zum Höchsten: „die Dirn" usw. Und die Mucker Weimars schmunzeln mit salbungsvollem Fettmaul, und die Universität in Jena erhebt Devrient zum Ehrendoktor. Ich fragte nicht viel, säuberte ohne weiteres in meiner Rolle den Text von dem Ungeziefer honoris causa und sprach unverfälschten Goethe. Von vielen Seiten wurde ich darum als ein Pietätloser, der die weimarische Tradition nicht respektiert, heftig angegriffen. Da kam mir überraschende Hilfe: eine von Gottes Gnaden. Der Großherzog, dem ich im Park begegnete, lachte mir schon von ferne zu und sagte: „Recht taten Sie, lieber Wohlmuth, ganz recht, Goethe in Weimar wieder goethisch sprechen zu lassen." — Und noch einer von Gottes Gnaden spendete mir Beifall: Liszt! Der herrliche Derwisch,

der wie ein König nahm, ohne zu betteln, wie ein König gab, ohne wiederzufordern, lebte zur Zeit in Weimar als Gaſt des Großherzogs. Er hatte die „Fauſt“-Aufführungen geſehen und ſuchte mich auf, um mir ſeinen Beifall zu ſpenden. Fatalerweiſe hatte juſt an dieſem Tage meine Wirtin im Garten Wäſche zum Trocknen aufgehängt — und der König der Muſikanten mußte ſich durch Hemden, Unterröcke uſw., mit denen er allerlei bedenkliche Kämpfe zu beſtehen hatte, Bahn brechen, bis endlich die knorrige Abbé-Geſtalt mit der berühmten, weißen Mähne, die ein ausgedienter niedriger Zylinder krönte, ſiegreich aus dem letzten windgeblähten Damenhöschen auftauchte. Er ſagte mir viel Liebes, das ich natürlich hier nicht wiederholen möchte. Und es war nicht das erſte Mal, daß ich mich ſeines Beifalls freuen durfte; ſpielte ich eine Rolle von Bedeutung, und ſchielte nach ſeiner Loge, ſo ſah ich die weiße Mähne leuchten und war ſtolz. Mindeſtens zweimal in der Woche mußte ich zu ihm, um ihm Shakeſpeare und deutſche Balladen vorzutragen. Nicht oft genug vermochte er den brauſenden Todesgalopp Lenorens von mir zu hören. Er hatte zu der elementaren Ballade Bürgers diskrete Muſik gemacht, die den „Unkenruf in Teichen“, die „donnernden Brücken“, das unheimliche „Huſch, huſch, huſch des nachpraſſelnden Geſindels“ ſtimmungsvoll malt, — ſetzte ſich ans Klavier und begleitete meinen Vortrag. Bei ſolchen Gelegenheiten lernte ich das damalige muſikaliſche Jung-Deutſchland kennen: Felix Weingartner, Mottl, d'Albert, Reiſenauer u. a. m. Sie machten dem verehrten Meiſter viel Freud', aber auch viel Leid. Zumal da ſie alleſamt

wohl reich an Talent, aber arm am Beutel waren. Wie oft hörte ich ihn seufzen: „Toute ma poche, toute ma poche.“ — Auch Otto Lehfeld, der mir lange nicht grün war, und einmal, da er hörte, ich hätte in einer seiner früheren klassischen Rollen, Beifall gefunden, es seinem neuen Regenschirm hatte entgelten lassen, indem er ihn im Park an einer hohen Eiche wütend zerschellte — kam nach dem „Faust“ zu mir. Es riß an der Glocke, die Türe flog auf, und der alte, rassige Hüne mit den sprühenden Augen im überscharf gezeichneten, dunkelfarbigen Gesicht, stand vor mir. Er faßt meine Hände und eifert: „Ich danke Euch, Kollege, ich danke Euch, daß Ihr den „Faust“ gesäubert habt von dem Unrat — —.“ Und nun entlud er über Otto Devrient eine solche Flut von Schimpfworten, daß selbst der spitzköpfige Thersites in „Troilus und Cressida“ eingestanden hätte: Donnerwetter, der kann's doch noch besser.

Im Frühjahr 1886 war das ganze literarische Deutschland in Weimar zu Gast. Wie die Deputierten der verschiedenen Vereine, die bei uns tagten, sich manchmal gegenseitig vorstellten, davon war ich wiederholt im Hotel bei der Tafel Zeuge: „Schillerverein, mein Herr?“ „Oder Goethe?“ „Shakespeare?“ — „Nein, Schriftsteller!“ — Im Hoftheater gab es natürlich große Ehrung: Musik und Prologe. Bei einer Schluß-Apotheose strömte — damals noch etwas selten Neues — elektrisches Licht ins Parkett, wo sie alle saßen, die Dichter und Gelehrten. Der Effekt war verblüffend! Nicht Dichterlocken leuchteten — Glatzen, Glatzen, nichts als Glatzen! Soviel Billard-

kugeln wären im ganzen Großherzogtum nicht aufzutreiben gewesen: eine weite, im Licht gleißende Glatteisfläche.

Im Oktober des Jahres schied Possart aus dem Verband des Münchener Hoftheaters, und ich wurde eingeladen, für ihn an der Kgl. Bühne zu gastieren. Da ich heute noch, nach mehr als dreißig Jahren, am Münchener Hoftheater (und zwar, wie's in einer Posse von Kotzebue heißt, „wie närrisch") spiele, so ist mir die in der Vorbemerkung des Buches gelobte rücksichtslose Schilderung selbstverständlich von hier ab nicht möglich. Völlig abschließen aber hieße die Arbeit übers Knie brechen, und so möchte ich denn aus meiner langen Passion in der Isarstadt noch einige Skizzen beifügen. Als Debüt wurden mir drei Rollen bewilligt: Tartüffe, Narziß und Nathan. Ich hatte Glück: schon nach dem zweiten Akt des „Narziß" kam der Generalintendant von Perfall auf die Bühne und sagte mir: „Sie bleiben bei uns". — Von Lebemännern heißt es, daß sie, nachdem sie sich ausgetobt, extrem solide werden; etwas ähnliches erlebten wir in der Kunst an Jocza Savits, dem Regisseur des Münchener Hoftheaters. Nachdem er Jahre Meiningen noch übermeiningert hatte, gründete er die Askese der „Shakespeare-Bühne": ein Bühnenbauch, tief ins Parkett ragend, eine durch eine Stufe markierte „zweite" Bühne, um die Handlung ohne Pause vorwärts drängen zu lassen, dürftige Dekorationen und Kulissen und fast gar keine Möbel. Dafür aber durch die Zeit, die die vereinfachte Einrichtung einsparte als Ersatz einen unverstümmelten Text!

Weiters das Aviſo an den Schauſpieler: ſpanne deine Kräfte an, hier kommt dir nichts zu Hilfe, du mußt dir ſelbſt helfen durch dein Können. Dem Münchener Regiſſeur erging's wie jedem Reformator: er wurde fanatiſch angegriffen: das Publikum verlangte ſein Bühnenbild, der Schauſpieler ſeine kleinen Behelfe und Schminkkniffe, um die ihn die neue Bühne faſt ganz brachte; den Text ohne jede Kürzung und Redaktion konnten beide nicht würgen. Von meinen Kollegen, glaube ich, war ich der einzige, der das magere Gerüſt nicht unbedingt verneinte. Eindringlich aber redete ich Savits zu, Konzeſſionen zu machen: wenigſtens einen hübſchen Hintergrund, eine aus wenigen geſchmackvollen Stücken beſtehende Belebung des Bildes. Aber da kam ich ſchön an! Wer in Leidenſchaft folgert, dem iſt nicht zu helfen. „Im Gegenteil", eiferte er: „noch viel zu viel, puritaniſch, ganz puritaniſch muß der Schauplatz werden; nichts fürs Auge, damit das Wort, einzig das Wort zur Geltung komme". Er ſagte das Wort und meinte eigentlich mehr: die Seele! Denn ich muß ſagen, er brachte auf dem nüchternen Brett Vorſtellungen zuſtande, mit denen ſich nichts vergleichen konnte, was damals „Klaſſiſches" auf deutſchen Bühnen geboten wurde. Der zweite Teil von „Heinrich IV." z. B., mit den genialen Rekrutierungsſzenen, die uns das damalige England durch frappanten Naturalismus zum Greifen lebendig vorführen — daran hätte der Schauſpieler-Kollege Shakeſpeare, glaube ich, ſelber ſeine Freude gehabt. Das Stück wurde auch immer und immer wieder verlangt. Demungeachtet: das „Steiniget ihn" gegen Sa-

vits wurde lauter und allgemein. Und dennoch: mochte Savits' Sache auch nicht ohne eine gewisse Verbohrtheit sein, ein guter Kern mußte ihr doch innewohnen. Denn die mannigfachen Bühneneinrichtungen, die folgten, was sind sie anderes als Umbau, Ausbau der verpönten ersten Shakespeare-Bühne? Tragen diese Küchlein (die reizvolle „Künstlerbühne", die in der Einrichtung von „Maß für Maß" durch Julius Diez ihr Zaubervollstes gab, inbegriffen) nicht alle deutlich die Eierschalen der geschmähten „Fetzenbühne", aus der sie gekrochen, an sich? Sie haben nur mit mehr Schliff und Manier als Savits den in ganz Deutschland alpartig empfundenen, alles erdrückenden, ablenkenden, zeitraubenden Opernballast der alten Statistenbühne abgeschüttelt. Statistenbühne, ja! Denn ohne stehendes Heer war ja früher Schiller und Shakespeare gar nicht zu denken. Da kam sie aufmarschiert, die bewaffnete Macht, truppweise, vor der Vorstellung der „Jungfrau" oder „Julius Cäsar", um sich zu verwandeln zum Troß der Edeln oder zu römischen Legionen. Kurz, was man auch sagen mag, die Shakespeare-Bühne war jedenfalls die — geruchlosere! Mit ein Grund' weshalb Savits' Streben schließlich Recht behielt. Begeistert waren die Lehrer der Münchener Universität. Ganz besonders Riehl feierte den „neuen Weg" als Erlösung und Zukunft und empfahl seinen Hörern den Besuch der Vorstellung. Auch Bernays war entzückt — freilich nur vom Hörensagen. Denn seit ihm die beiden Balkonsitze, die ihm Ludwig II. bewilligt hatte, beim Regierungswechsel durch den Sekretär des Prinzregenten, Hofrat Klug, gestrichen wur-

den, betrat der gekränkte Herr Professor nie wieder das Königliche Theater. Seine Theaterliebe war groß, seine Eitelkeit aber unmäßig. Bernays war auf alles eitel: auf seinen Geist, sein Wissen, seine Schriften (darunter besonders auf seinen zweifellos bedeutenden „Jungen Goethe"), seine Privatbibliothek, seine lattenhohe Gestalt, die in einem schwarzen Gehrock überbequem herumschlampte, ja ich glaube sogar, auf seine ungewöhnliche Häßlichkeit. Vereint mit dieser Eitelkeit war eine Grandezzapose, die ihn nie, ich möchte wetten, selbst bei den allernatürlichsten Lebensbedürfnissen, verließ. Ich war einmal bei ihm zu Besuch und werde es nie vergessen, wie der Ueberschlanke eine Gipsbüste Schillers auf hohem Sockel mit großartiger Theatralik umschlang, seinen Kopf mit den schrecklich schielenden Augen an den des Dichters lehnte und mit der Linken über die hohe Stirn des Poeten streichend, pathetisch dozierte: „Mein Schiller — siehe deinen Diener!" Nicht selten hörte ich Bernays in der Universität. Er lehrte wohl, aber er belehrte nie! Nicht um alle Welt hielt er inne, um auf dies oder jenes besonders aufmerksam zu machen oder dem Hörer Zeit zu lassen, sich etwas zu notieren. Solches hätte ja die Rundheit des Vortrags, um die es ihm zu tun war, stören können. Die einzige Konzession, die er machte, war, Stellen von Wichtigkeit durch gesteigerten Ton zu unterstreichen — aber die rhetorische Plastik mußte unter allen Umständen unberührt bleiben. Bernays war ein ausgezeichneter Deklamator — und weil er das wußte, so widmete er der Rezitation die Hälfte der Stunden. Einmal passierte ihm dabei eine

niedliche Wilhelm Buſch-Humoreske. Hoch aufgerichtet ſprach er aus dem zweiten „Fauſt“ die Szene, da Mephiſto Fauſt zu den Müttern ſendet. Im Eifer des Vortrags ſtieß er nun mit ſeiner Stirne an das Gasrohr oberhalb des Tiſches; er prallt zurück, weiß ſich aber geiſtesgegenwärtig zu faſſen, ergreift — es brannte keine Flamme — damit ihm ſolches nicht wieder paſſieren könne, das abſcheuliche Rohr mit der Linken und deklamiert in dieſer Poſe weiter bis zum Schluſſe der Stunde.

Im Reſidenztheater waren wir ganz modern, zumal Ibſen gaben wir fleißig. Der Dichter lebte damals unter uns. München — das Genie unter den Städten Europas — hatte es auch ihm angetan mit ſeinem undefinierbaren Zauber. Durch dieſen glücklichen Umſtand war es uns ſogar vergönnt, „Hedda Gabler“, die damals entſtand, aus der Taufe zu heben. Ibſen wohnte den Proben bei, und ich entſinne mich, wie er einmal den Generalintendanten, der eine Stelle, die ihm zu „ſtark“ erſchien, geſtrichen haben wollte, mit den Worten abwies: „Haben Sie das Stück geſchrieben oder ich?“ Der arme, gute Perfall verzog ſich darauf umgehend in ſein Exzellenzbüro. Noch einer anderen, köſtlichen Antwort Ibſens entſinne ich mich. Nach einer Aufführung der „Geſpenſter“ fragte ihn ein junger Literat: „Herr Doktor, iſt es Engſtrand, der das Aſyl angezündet?“ Darauf Ibſen, wie erwägend, bedächtig: „Es ſähe ihm wohl ähnlich!“ — Mit der Regelmäßigkeit einer aufgezogenen Uhr erſchien Ibſen täglich nachmittags um drei im Café Maximilian und ſetzte ſich an den für ihn reſervierten kleinen

Marmortisch. So wie der „ausländische Herr" mit dem eisgrauen, gepflegten Backenbart im langen dunkeln Ueberrock, der schier die Erde streifte, die Türe öffnete, stand auch schon sein Glas Bier am Platze mit dem Gläschen Cognac daneben. Dafür bekam auch die Kellnerin täglich ihr Markstückchen als Trinkgeld. Ibsen sah mich gern auf der Bühne und ich wurde gar viel beneidet vom ganzen Café, wenn er sich von seinem Sitze erhob, mit seinen gemessenen kurzen Schritten ans andere Ende zu meinem Platze gravitierte, um mir etwas Liebes zu sagen. Viel Lob trug mir von ihm die kleine Rolle des Foldal in seinem „John Gabriel Borkman" ein. Auch zu sich lud er mich. Ich klingle, er öffnet selbst, und zwar in Hemdärmeln und genau so wie der beschäftigte Handwerksmann, wenn er mitten in seiner Arbeit für einen Augenblick abberufen wird, mit dem Zeichen seiner Zunft in der Hand: mit der eingetauchten Feder. Er wohnte in der Kanalstraße. Das gegenüberliegende Haus war ein nüchternes Zinshaus. Auf meine Bemerkung, daß ihm diese baumlose Aussicht keine Anregung bieten könne, antwortete er: „Oh, noch viel zu ablenkend; das idealste für mich wäre eine graue Wand."

Es war damals eine Lust, in München zu leben: ein guter Teil des literarischen Jung-Deutschlands, von hier nahm er seinen Ausgang, in Schwabing war seine Geburtsstätte. In dieser Vorstadt, ganz draußen, besaß Dr. Albert, der erfolgreiche Erfinder auf dem Gebiet der Bilderreproduktion und großzügige Kaufmann, seine Werkstätten und Druckereien. Hier ließ Wedekind sein „Frühlingserwachen" erscheinen, Panizza sein

„Liebeskonzil“, O. J. Bierbaum seine „Studentenbeichte“, Hans von Gumppenberg seine „Lyrischen Dichtungen“, Schaumberg, Schaumberger ihre Novellen usw. usw. Hier vor allen Dingen lebte und wirkte M. G. Conrad, der Herausgeber der berühmten Monatsschrift „Die Gesellschaft“, die den Mut wie keine besaß, Fragen auf allen Gebieten, sozialen wie politischen, die Spalten zu öffnen, sofern der Beitrag nur literarischen Goldgehalt besaß. Und sie bot allen Gastrecht: den bereits anerkannten und den jungen, die sich erst die Sporen verdienen sollten. In hervorragender Weise schrieb der Herausgeber selbst für die Hefte und außer ihm gar viele aus ganz Deutschland, die später ein so lautes Wort in der Literatur mitreden sollten. Conrad und Dr. Albert dürfen darum als die Geburtshelfer jener großen Sturm- und Drangzeit genannt werden. Zuerst im Café Heck, dann im Café Noris fanden die Zusammenkünfte statt. Conrad, der germanische Recke, so recht das Idealbild Hermann des Cheruskers, aber ohne die Legierung napoleonischer Verschlagenheit, die Kleist ihm gibt, trat ein und brachte Stimmung mit; er zählt zu den seltenen Menschen, in deren Nähe es einem sofort wohl wird. An seiner Seite ragte nicht selten ein älterer Poet, der hünenhafte Oberst von Reder wie das Urbild von Goethes Hans von Selbitz oder wie eine Haudegengestalt aus dem Dreißigjährigen Krieg. Da saß Bierbaum, der schon in seiner Jugend Schwabblig-Quabblige mit dem zirkelrunden, unsicher gezeichneten Gesicht, in dem ein ungewöhnlich schönes, großes Auge laut spektakelte. Dann Hans von Gumppenberg mit

seiner jugendlichen Denkerglatze, am Finger den eisernen Wappenring, der liebenswürdige, windhundgeschmeidige Schaumberger, Schaumberg, Scharff, nicht selten auch Dehmel und Hartleben, und der weltmännische Dr. Panizza, der seine unartige „Himmelstragödie" mit einem Jahr Gefängnis büßen mußte, das er sich, ohne der dichterischen Absicht Abbruch zu tun, hätte ersparen können, wenn er statt „Gott Vater", „Gott Jupiter" gesetzt hätte. Am Kampfplatze des Café Noris ging's oft heiß her. Im Tabaksqualm, dem Pulverdampfe der Literaten, wurde nicht um Haupt- und Staatsaktionen, wohl aber um Neuerscheinungen in der Literatur mit Epigrammen, geschliffenen Argumenten und Wortgeschossen gekämpft bis zum Hahnschrei. — Ein Ereignis bewegte seit Wochen das Café: Liliencron sollte kommen. Man kannte in München seine Werke — nicht den Mann. Groß war die freudige Erregung, unmäßig die Neugierde. Das literarische Café sendet eine Abordnung zur Bahn, sie zu empfangen, „die eiserne Nachtigall", „die deutsche Eiche". Der Zug hält, und der „robuste Urmensch" entsteigt dem Kupee — respektive hüpft mit leichter Gefälligkeit zur Erde. Er ist klein, zierlich und hat ein blondgescheiteltes Köpfchen. Der Gang ist wie eine Blume auf Draht; das Wesen Rokokogeschnörkel! — Unbeschreiblichen Respekt besaß der Dichter der „Adjutantenritte" vor allem, was sich „königlich" nennen oder gar die Silbe „Hof" voransetzen durfte. Mich z. B. redete er zu meiner Qual nie anders an als „Herr kgl. Hofschauspieler". Daß der Dichter nach München gekommen, um sich auszuschwelgen, darin

hatte das Café Noris recht; nur nicht, wie man es dort annahm, literariſch, ſondern in ganz anderer Weiſe: was das Ewig-Weibliche anbelangt! Sehr wähleriſch war er dabei nicht: was er juſt fand, griff er auf, und wenn's auf der Stiege beim Treppeſcheuern war. Füße, wie breite Holzflöße aus Tölz, beſang er in graziöſen Liedern. Mir ſchickte er einmal ein entenwatſchelndes Geſchöpf mit viereckigem Kopf, aber ſehr runden Hüften, ob ich nicht ein „Gretchen" oder „Klärchen" aus ihr machen könnte. Als ich es ſeinem innigſten Bruder Otto Julius erſtaunt mitteilte, ſagte Bierbaum mit Ueberzeugung: „Das iſt die Rückkehr zur Natur".

Auch bei der großen Bewegung jener Tage in der Malerei, dem Losringen aus kitſchigen Traditionen, nahm München die Führung. Als der kühnſte an der Front ſtand Fritz von Uhde. Oberländer hat einmal in den „Fliegenden Blättern" ein famoſes Blatt gebracht: „Einer, der gegen den Strom ſchwimmt." An dieſen Zähen, der hundert ihm entgegenarbeitende Ellenbogen durchbricht, erinnerte Uhdes kraftvolles Sichdurchſetzen. Als er ſein erſchütternd ſchlichtes Abendmahl ausſtellte, was wurde da nicht gewettert, geeifert, geſpottet: Jünger? Nein, das ſind Ausgeher, Dienſtmänner, Hausknechte. Uhde aber dachte: „weil ich Proteſtant bin, ſo will ich proteſtieren" — und widerſetzte ſich in ſeinen Gemälden, nicht allein gegen die hergebrachten bildſchönen Oberammergauer Apoſtel, ſondern auch gegen das alte Ateliervorhanglicht und ſeine braunſoßige Technik. Begeiſtert eilte ich zu ihm. Er aber, ohne lange Ueberlegung, malte mich friſchweg.

Ich knöpfte den Kragen weg, nahm ein Heft zur Hand, gab mir die Haltung, machte die Bewegung, als ob ich eine Rolle einstudiere — Uhde überließ mir ohne Einrede das Arrangement — und so entstand das Bild „Der Schauspieler". Es zählt zu Uhdes besten Gemälden, ja zu den besten, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in München entstanden. Ungewöhnlich gefiel „Der Schauspieler" auch dem alten Prinzregenten. Er hatte das Bild bei Uhde im Atelier gesehen, und eines Abends, ich war von einer meiner endlosen Streifereien durch Moos und Heide zurückgekehrt, will eben in die Königinstraße nach meiner Wohnung einbiegen, da kommt er mit seinem Adjutanten aus dem Englischen Garten. Ich, von oben bis unten staubbedeckt, möchte mich eiligst drücken, aber er winkt von ferne und hält. In seiner herzlichen Weise sagte er: „Was ist denn mit Ihrem Bild von Uhde? Es ist ausgezeichnet; wenn es nach mir ginge, so hinge es schon in der Pinakothek." Es ging aber nicht nach ihm und wurde für einen geringen Preis (ich glaube 2—3000 Mark) von der National-Galerie in Christiania angekauft, die es zwischen Bilder alter Meister hing, wo es neben Hals und Holbein standhält.

Darnach malte mich Uhde gleichfalls lebensgroß als Richard III. Uhde möchte in seinen Bildern den Eindruck hervorbringen, als ob alles in kühner Weise hingesetzt wurde. Dem war aber nicht so, nicht *immer* so: um schnell zu erscheinen, arbeitete er oft sehr lange. Er strich aus und wiederholte: immer und immer fiel ihm etwas anderes ein, *ein* anderer ein: Franz Hals, den er besonders liebte, Velasquez, Tizian u. a. Bei Schaf-

Alois Wohlmuth als Richard III.

fung des Richardbildes hatten es ihm die Koloristen angetan: er eilte in die Pinakothek, Schackgalerie und kehrte mit neuen Ideen zurück ins Atelier. Sein Ehrgeiz, seine Hingebung waren grenzenlos. Er arbeitete bis zur Grausamkeit gegen sich und — sein Modell. Ich glaube, ihm wäre es in seinem heiligen Eifer, der etwas Ehrfurchtgebietendes hatte, nicht darauf angekommen, das abzubildende Opfer — wie jener Bildhauer den armen, schönen Jüngling in der Legende von Chamisso „Das Kruzifix" — ans Kreuz zu schlagen, wenn es das Werk erfordert hätte! Entschädigung für die Qualen, die ich erduldete, war Uhdes Geplauder. Wie wenn der Schmiedehammer auf glühendes Eisen niedersaust, so sprühten hohe Witzesfunken. Zumal, wenn er losschimpfte und wütend wurde über künstlerische Dinge, leuchtete sein unbeschreiblich schönes Auge, tiefblau wie die sonnenbeschienene See, gleich dem des zürnenden Erzengels Michael auf, und geistvolle Einfälle übersprudelten sich. Den „Richard" kaufte der regierende Fürst Liechtenstein und schenkte ihn der Wiener Staatsgalerie. — Zuletzt malte mich Uhde als Malvolio („Was Ihr wollt"). Aber da kränkelte der Meister bereits, und die Sache wollte zuerst nicht recht vorwärts gehen. — Einmal trat Habermann, der ein Stockwerk höher sein Atelier hatte, bei Uhde ein, besah die Arbeit und sagte: „Uhde, was bist Du ängstlich geworden!" Damit nahm der urprächtige Baron und Meister ihm Pinsel und Palette aus der Hand und malte ein paar resche Striche dem Malvolio ins Gesicht, die dem Ausdruck zugute kamen. Das Bild, das schließlich ausgezeichnet wurde, hängt im Großherzoglichen

Museum in Weimar. — Ein künstlerisches Ereignis war die Gründung des „Simplicissimus“ durch Th. Th. Heine und Langen. Sie gehört im eminentesten Sinn mit zur großen Umwälzung auf dem weiten Gebiete der bildenden Kunst. Wie durch vulkanische Kräfte Inseln aus dem Meere aufragen, so standen sie unversehens vor uns, daß man sich schier die Augen rieb vor Erstaunen, die großen Erscheinungen der Zeichenkunst! Wer damals erfahren wollte, was „die Moderne“ leistet, brauchte sich nur für 10 Pfennig den „Simpl“ zu kaufen. Da war der kohlschwarze Südtiroler Thöny, so lang geschossen, daß er, wenn er sich vom Sitz erhob, gar kein Ende nehmen wollte — und doch jeder Zoll von ihm der geborene Maler. Ihm war das Zeichnen Element, wie der Forelle das Quellwasser; wohin das kluge Auge blickte, im ganzen weiten, gesellschaftlichen Umkreis fand es Nahrung und Stoff. Thönys frappante Typen fanden selbst innige Bewunderung Meister Menzels. Dann Rudolf Wilke, der urwüchsige Geselle, kraftvoll und schmuck, mit seinem zeichnerischen Geschick ohnegleichen und durchdringendem Beobachtungsblick. Legte er sich zu Bett, was zumeist erst beim Morgengrauen geschah, so lag er darin mit seiner ganzen Habe — und sollte er aufstehen, um zu arbeiten, so mußte er von Freundeshand herausgeworfen werden. Den beiden unzertrennlichen Bohémiens und großen Kindern ging ein gelungener Schabernack über alles: Geld, Ruhm und Erfolg. Da war ferner Reznicek, das gutmütig-österreichische Blut, mit großem malerischen Temperament; der geistvolle norddeutsche Bruno Paul mit seinem naturalistischen

Erfassen süddeutschen Wesens; der Träumer Schulz, mit blauen Augen, märchenhaft wie seine sinnigen Bilder aus verklungenen Zeiten; Th. Th. Heine, der zeichnende Epigrammatiker, der damals sein Bestes gab. Vermöge der „fliegenden Justiz", die damals noch in Deutschland existierte, wurde Heine, weil er ein Leipziger, wegen einer seiner politischen Zeichnungen im Münchener „Simpl", in Sachsen zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Im „Café Lutz", wo die Zeichner des Blattes und seine Mitarbeiter und Redakteure: Ludwig Thoma, Dr. Gehecb, Corficz Holm usw., täglich nachmittags um einen runden Marmortisch beisammen saßen, wurde beim Eintreffen der Nachricht beschlossen, ein Gnadengesuch, unterzeichnet von den berühmtesten Künstlern Münchens, dem König in Dresden einzureichen, damit für Heine Gefängnis in Festung verwandelt werde. Mir aber fiel die Aufgabe zu, mit dem Blatte die Runde zu machen. Heine hatte kurz zuvor in einer grimmigen Zeichnung Lenbach und Uhde, wie sie in München um die Palme in der Kunst ringen, arg zerzaust — demungeachtet unterzeichnete der erste in ritterlicher Weise ohne weiteres obenan. Uhde dagegen war störrisch. Da er mir aber als Sachse für Dresden besonders wichtig erschien, holte ich mir Succurs aus der oberen Etage. Mit den Worten „Ja, was fällt Dir denn ein, Uhde", betrat Habermann das Atelier seines Kollegen, „da gibt's nichts; so was unterzeichnet man einfach". Und es geschah! Die vielen berühmten Namen aber mußten den Räten in Dresden geradezu in die Glieder gefahren sein, denn die Begnadigung kam — telegraphisch! — Zu den ge-

nannten Meistern des „Simpel“ gesellte sich etwas später noch ein geniales Haupt: der göttlich-kleine Cyklop mit dem mächtigen Schädel voll der kühnsten Phantasien: Olaf Gulbranssson; sein Humor schreitet wuchtig wie ein lachender Sieger und darf, so ganz und gar Eigenheit, von sich sagen, was Shakespeares Richard III. in einem tiefbrütenden Monolog von seinem Wesen: „Ich bin ich selbst allein.“

Nach siebenjährigem Aufenthalt in Amerika kehrte Possart nach München zurück und übernahm durch Befürwortung des Geheimsekretärs des Prinzregenten, Herrn von Klug, die Leitung des Königlichen Theaters. Sein kluger Kopf stand unseren Bestrebungen (das Münchener Hoftheater, das u. a. den Vorzug hatte, die Neuschöpfungen Ibsens aus der Taufe zu heben, hatte bei Freund und Feind den Ehrentitel Deutschlands „Moderne“) völlig fremd gegenüber. Er hatte während der langen Gastspielzeit drüben, dem Schlaraffenland des Wandervirtuosentums (wo man es für Kunst nimmt, wenn man Wurm und Hofmarschall Kalb, Desilva und Ben Akiba zusammenspielt), keine Fühlung mit uns gehabt und keine mit der aufblühenden, literarischen Epoche jener Tage. Nicht an das was er vorfand, sondern an das, was er vor sieben Jahren verlassen hatte, knüpfte er an. Das erste, was er tat, war, die Clara Ziegler für vierzig Abende zu verpflichten. Das Münchener Publikum aber hatte keine „Organe“ mehr für das hohe Pathos der „Tragödin“ und für Ohrfeigenstücke wie „Graf Essex“ usw., so daß das Gastspiel schon nach sieben oder acht Abenden abgebrochen werden mußte. Dann folgten die Reise-

virtuosen Friedrich Haase und Sonntag mit ihren 10 000 approbierten, seelisch-verkalkten Mätzchen in damals schon eingesargten Kitschstücken. Und während Bühnen anderer Städte die „Versunkene Glocke", den „Biberpelz", die „Liebelei", die „Jugend" usw. usw. als schöne, reife Früchte brachen, stand bei uns als neueinstudiert auf dem Zettel: „Ultimo", „Die Dienstboten", „Des Königs Befehl", „Freund Fritz" und so mehr. Das Wertvolle aber verlangte ein Ventil, und nicht mit Unrecht bezeichnete man Possart als den Gründer (wider Willen) des „Münchener Schauspielhauses". Die Münchener Presse ließ sich die Sache auch nicht gefallen und griff Possart heftig an. (U. a. schrieb der damalige Schauspielreferent der „Münchener Neuesten Nachrichten", Hans von Gumppenberg, einen langen, sachlichen Artikel für das Blatt von erlösender Rücksichtslosigkeit, der uns das Volkstheater an der Sonnenstraße als Muster vorhielt.) — Die abwehrende Stimmung währte ziemlich lang — bis zur Gründung des Prinzregenten-Theaters. Da trat eine Wendung ein. Der Bekämpfte wurde von einer die öffentliche Meinung beherrschenden Partei auf den Schild gehoben und zum Lokalheros gemacht! Ob mit Recht? Gerade die Nachmittags-Vorstellungen im Prinzregenten-Theater („Klassiker"-Vorstellungen) — ganz im Zeichen des dramatischen Warenhauses Pollini in Hamburg-Altona — waren für unser Schauspiel ein Niedergang, wie ihn die Königliche Bühne nie zuvor erlebt! Und war das Entstehen der Wagner-Bühne für die Oper von so hohem Wert? Dem Fremdenverkehr, mag sein, hat das neue Theater gedient. Vermochte es aber so

glänzende Aufführungen der Wagner-Opern zustande zu bringen als seinerzeit jene meisterhaften unter Levy im Hof- und Nationaltheater? Kaum! Und benachteiligten die Sorgen und Rücksichten für die Sommeraufführungen im Prinzregenten(Fremden)-Theater, nicht im Winter oft empfindlich das große Repertoire der Oper und wichtige Besetzungen derselben? Ganz gewiß. Das wichtigste aber ist: der Plan, ein Königliches Schauspielhaus zu bauen, lag damals in der Luft, ja, der Platz, wo es stehen sollte, war so gut wie bestimmt. Hätte Possart seine Energie und Intelligenz dafür eingesetzt, längst stünde nicht ferne der Königlichen Residenz eine monumentale Stätte für das Schauspiel, die uns, ach, so not tut! Aber der Bau in Bogenhausen erhob sich, und das Projekt eines Königlichen Schauspielhauses versank damit. Jedoch nicht alle ließen sich durch die überlauten Anpreisungen des Prinzregenten-Theaters hypnotisieren; auch nicht durch Possarts reizvolle Inszenierungen der Mozart-Opern (bei deren Renaissance übrigens — was man heute ein wenig zu vergessen scheint — dem genialen Levy doch der Löwenanteil zuzusprechen ist). — Der angerichtete Schaden am ganzen war so offenkundig, daß sich (es war wie ein verzweifelter Akt der Selbsthilfe!) der Bayerische Landtag zum erstenmal in Theaterangelegenheiten mischte und sich in einer Plenarsitzung vom 5. August 1904 einstimmig gegen den Mann erhob, der die Schuld trug. Dreizehn Jahre war es Possart vergönnt, an der Spitze des Königlichen Instituts zu stehen — dann fiel er! Wenn Minister fallen, so fallen sie nach Börne, wie Butterbrote auf

die Fettſeite; weich wie ich bin, hoffe ich, auch Generalintendanten! Mir gegenüber zeigte ſich Poſſart gelegentlich wohl auch — es waren Wellenſchläge — kollegial und überließ mir, großmütig wie der geſättigte Löwe, manche Rolle ſeines Repertoires.

Ich ſelbſt hatte nie Unterricht gehabt und gebe ihn ſelbſt nur ungern. In München aber wurde ich förmlich dazu gepreßt. Zwar die Jünglinge, die von ihrer Genialität durchdrungen, nichts tun wollen — tat ich mir ab; aber eine ganze Anzahl junger Mädchen, die viel redlicher denken und arbeiten, machte ich im Laufe der Jahre zu Louiſen, Julien, Rautendeleins. Da ich nicht viel nach dem Honorar fragte — es waren faſt ausnahmslos blinde Paſſagiere, die mitfuhren —, ſo hatte ich Glück! Ich nenne die berühmt gewordene Centa Bré, die das Lachen verſteht wie wenige auf deutſchen Bühnen. Sie kam als kleine Blumenmacherin zu mir mit noch harten Händchen. Wir arbeiteten tüchtig. Nicht ſelten ſaß ihre ältere Schweſter, eine hochgewachſene, ungewöhnlich ſchöne Nonne dabei, ſah und hörte, und verſicherte, wenn ſie nicht ihrem heiligen Berufe angehörte: „Nur Schauſpielerin!“ Ganz gefunden hat ſich die Bré erſt ſpäter im Engagement. Mit dem Unterricht, ſofern er was taugt, geht es nicht ſelten wie mit der Heilkraft einer Badekur: die volle Wirkung ſtellt ſich erſt ſpäter ein. — Auch die große Frau mit männlichem Geiſt, Irene Trieſch, war eine Zeit bei mir. Sie und die Bré ſpielten als Anfängerinnen bei Meßthaler am „Deutſchen Theater“. Drach, der in den Zentralſälen das moderne Drama zu pflegen begann, wohnte mit mir im Deutſchen

Theater der Vorstellung eines Stückes von Sudermann bei. Er war sehr entzückt von der Bré. Nach der Vorstellung, im Restaurant des Theaters, bot er ihr Vertrag. Abseits auf einem Stuhle kauerte, wie zum Sprung bereit, der junge, biegsame Leib der Triesch; mit glühenden Augen, wie nur sie solche besitzt, und denen man ansah, wie ihr das junge Herz voll Ehrbegier pocht, blickte sie zu uns. „Drach", sagte ich, „schauen Sie die dort im Winkel; sie ist so hübsch und so ungewöhnlich begabt; engagieren Sie sie doch auch." — „Meinetwegen!" sagte er und engagierte den baldigen Stern seines Theaters gleichsam als Zuwage beim Bré-Einkauf! — Eines Tages brachte mir Geheimrat Dr. Reber, der Direktor der Münchner Pinakotheken. sein Nichtchen Georgine. Ein wahres Madonnenbild und ein Mädchen von seltenem Geist und ungewöhnlichem Talent. Nach achtmonatlichem Unterricht spielte die noch nicht Neunzehnjährige in Mainz mit großem Beifall das ganze sentimentale Fach. Aber ihre Psyche war zu fein besaitet für die rohe Wirklichkeit des Theaterlebens, und sie verließ die Bühne nach wenigen Jahren. — Das eigenartigste Talent aber, dem mir vergönnt war, zu Hilfe zu kommen, vielleicht eines der größten, das das Deutsche Theater besaß, zog ich aus einem kleinen Weinkeller, nahe dem „Platzl", ans Tageslicht: die Jenny Rauch. Eine anmutige, blutjunge Brünette, das Kellnerinnenschürzchen umgebunden, mit den klügsten, sinnigsten Aeuglein, die man sich denken kann, brachte uns den Schoppen. Das gutmütige Schauen dieser wilden Kirschen war wie eine weltschmerzliche Frage ans Leben. Nur zaghaft erbat

ſich das Mädchen die Erlaubnis, mir etwas „vorſagen“ zu dürfen. Ich war auf das Herunterleiern des hundertmal gehörten „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ gefaßt. Aber ſchon die Art, wie ſie bei mir Hut und Mantel mit fiebernden Fingern abwarf, frappierte mich. Als ſie darauf losbrach mit einer Stelle aus „Medea“, heißblütig und mit vollem Erfaſſen — ſaß ich wie gebannt. Und wie ſie dann nicht müde werdend, Monologe der Julia, Stella, Stuart — all das hatte das junge Köpfchen, wenn der Stammtiſch ſeine Schoppen hatte, verſtohlen „zuſammengehamſtert“ — mit Temperament und ſicherem Inſtinkt, unterſtützt von einem glockenvollen Organ, mir ſchmetternd gab, fühlte ich mich tief ergriffen. Aber — o Jammer, das geniale Kind war krank, ſchwer krank. Ein unerbittliches Lungenleiden! Wie vermochte man ſie da den Anſtrengungen der Bühnenlaufbahn auszuſetzen?! Ich ging mit mir zu Rate; frug auch Aerzte. Wir entſchieden: im Tabakrauch des Kellers lebt ſie vielleicht zwei, drei Jahre, beim Theater durch Gymnaſtik des Sprechens, die der Lunge zugute kommt, vielleicht acht bis zehn Jahre. So möge ihr heißer Wunſch ſich erfüllen. In welcher Weiſe ſie mir nach zwei, drei Monaten (ſobald das Techniſche erfaßt war) das Gretchen, Klärchen, die Julia vorſpielte — vermag ich nicht zu ſchildern; ich wußte kaum noch etwas zu ſagen — ſah hin und ſtaunte! Die Rauch machte auch ſchnell ihren Weg, wurde eine berühmte Schauſpielerin des Deutſchen Theaters in Berlin und — ſtarb! Nicht acht, zehn Jahre, wie wir gehofft, nur ſechs dauerte ihr beglückender Traum. Als ich die Trauernachricht

in der Zeitung las, war mir's, als hätte ich einen lieben Verwandten verloren.

Nach einer ermüdenden Spielzeit war meine alljährliche „Erholung" eine schier noch ermüdendere Reise. München ist Fremdenstadt und hat darum von allen deutschen Hofbühnen die kürzesten Ferien: abgezählte achtundzwanzig Tage! Da heißt es, will man ein neues Eckchen Welt sehen, kombinieren, studieren — und dann jagen und hetzen. Im Jahre 1892 entschied ich mich für Bosnien. In schwarzer Nacht kam ich in Brod, der ungarisch-bosnischen Grenzstation an. Neben dem Billettschalter, beim Schein einer qualmenden, trübselig brennenden Petroleumlampe stand ein Mann mit einer Amtsmütze und verlangte die Pässe ab. Mir gab es einen Riß! Ich hatte keinen, und in diesem traurigen Nest warten, bis er mir von München nachgeschickt wird — schauerlich! Verzweiflung macht kühn und erfinderisch! Hatte es nicht auf der ganzen weiten Strecke in Ungarn geheißen — ganz so wie im „Revisor" von Gogol —, „wer da schmiert, der fährt"?! Gewohnheitsmäßig trage ich nun auf meinen Ferienreisen das Wochenrepertoire der nächsten Saison bei mir. Dieses ziehe ich, auf die Gefahr, wie ein ertappter Dieb gefaßt zu werden, jetzt aus der Brusttasche, bewehre mit einem Guldenzettel meine Rechte und winke die Amtsmütze zu mir. Auf diesem Repertoire steht am Kopf etwas von „Königlich". — Darauf deute ich nun, eine ernste Miene aufsetzend, mit dem Finger. Der Grenzgewaltige will schwierig werden, aber im Moment fühlt er auch schon in derselben Hand, die den Amtsstempel hält, meinen Guldenzettel. Oho —

das ist freilich etwas anderes! er grunzt ein respektvolles „Ah“, welches entweder dem „Königlichen“ auf dem Repertoire oder dem K. K. auf dem Guldenzettel gilt, — hebt den Stempelstock und — bautz! Der Doppeladler saust nieder aufs „Weiße Rössel“. Und so ging's dann lustig weiter! In Serajewo, in Mostar, überall — bautz aufs königlich bayerische Repertoirestück! — Die Türken rissen Mund und Augen auf beim Anblick der aus Oesterreich zugereisten Beglückung. Sie dürfen mehrere Weiber nehmen, und ihre Städte besitzen infolgedessen keine Dirnen (die ja schließlich doch nur arme Opfer auf dem Altar der einzigen Gemahlin sind, so teuer wie sechs Haremstöchter zusammen). In Serajewo aber gab es Dirnen wie Insektenschwärme; sie wimmelten in den Straßen wie Kohlweißlinge auf fettem Ackerland. Neben überlebensgroßen Federhüten und culs de Paris, armselige Luderchen mit Droschkentaxen. Ich drechselte folgenden Stachelreim:

„Wir bringen die Kultur zu euch!
Drang man aus Wien ins Türkenreich,
Und überall in großer Schnelle
Erhoben sich im Land Bordelle.“

Mit großem Entzücken sah ich nach Serajewo mit seinem bizarren Bazar die herrlichen dalmatinischen Städte Ragusa und Spalato und gelangte — alles in vier Wochen — bis in die schwarzen Berge Montenegros.

Auf der Landkarte unseres alten Kontinentes, zwischen Frankreich und Spanien, ist ein buntes Kleckschen zu bemerken, gelb, blau oder grün. Dieses Spritzerchen,

nicht größer als die Verewigung eines Maikäfers, mitten in den Pyrenäen, iſt die Republik Andorra. Jahrzehntelang fixierte ich beim Herannahen der Reiſezeit den dicken Punkt, bis er mich hypnotiſiert hatte. Eine Republik, die ſich ſeit mehr als tauſend Jahren ſelbſtändig regiert — das Kleckschen mußte ich ſehen! In dem letzten franzöſiſchen Dörfchen Hoſpitalet (Ariège), beſtehend aus einem Dutzend ärmlicher Häuſer, die ſich in graue Felsſpalten verſchlupfen, übernachtete ich, um gegen vier Uhr früh mit einem alten Andorraführer aufzubrechen. Solange wir uns auf franzöſiſchem Boden befanden, waren die ſteilen Wege gebahnt, Flüſſe und Flüßchen überbrückt. Das vollſtändige Aufhören von alledem war das Zeichen, daß wir das Gebiet der Bauernrepublik betreten hatten. Im ganzen Freiſtaat nicht zwei Ellen von Luxusdingen, als da ſind Pflaſterſtraßen und Brücken. Er iſt heute nicht anders als zur Zeit, da ihn der Sage nach Karl der Große gegründet hat. Es hieß alſo für uns, in Menſchen- und Maultierſtapfen auf- und abwärts klettern und Gebirgswäſſer durchwaten. Da, nach einer ſteilen Wanderung von drei Stunden — die erſten Republikaner. Auf kleinen Maultieren drei Schäfer und Grenzwächter zugleich; Stäbe in den Händen, kurze Gewehre an der Seite, die phrygiſche Mütze auf. Wir kamen uns näher: Kleine, hagere Menſchen, die Geſichter von der Schneekälte des Winters und den Sonnengluten des Sommers zugleich wettergegerbt und gebräunt. Sie waren aufs ärmlichſte gekleidet, eigentlich mehr in Leinwand gewickelt. Nachdem ſie ſich eine Weile mit meinem Führer in ihrem kataloniſchen Dialekt unter-

halten hatten, nickten ſie mir gutmütig zu und reichten mir die harten Hände zum Zeichen, daß ich willkommen ſei in ihrem Land. Die erſte Anſiedlung, Canillo, liegt an einem jähen Felsabhang. Sie beſteht aus einem weitläufigen, patriarchaliſchen Bauernhof, der Raum genug hat für viele Schmuggler mit ihren Maultieren und Waren, einigen ärmlichen Häuschen und Hütten und der — Kirche. Kirche! Der verfallene Verſchlag für die Feuerſpritze in einem oſtpreußiſchen Dorfe wäre daneben monumental zu nennen. Ich hatte ſo etwas nie geſehen, nie für möglich gehalten. Die verfaulte Holztüre, halb aus den Angeln, das Taufbecken ein Stein, unbehauen, wie er auf dem Felde gefunden wurde, nur innen etwas vertieft, der Altar ein morſcher Kaſten mit einem getünchten Holzkreuz darauf. Der viereckige, finſtere Raum mit Spinngeweben förmlich überdeckt, der Boden von Mäuſelöchern durchbohrt. In der Mitte desſelben eine Falltüre — die die Begräbnisſtätte der Bürgermeiſter des Ortes deckt. Die anderen Bürger werden außerhalb der Kirche in einem elenden Verſchlag verſcharrt. — Unten im Tale bemerkte ich die ſchwärzlichen Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt: es iſt der Geiſtliche des Dörfleins — der ſich ſein Mittageſſen fiſcht. Hinter Canillo, nach einem ſcharfen Felsbug, in einer engen Bergſchlucht ein uraltes, originelles Kirchlein, einſam, verlaſſen, faſt wie ein Felſenriff im weiten Meere. Die frühgotiſche Form ſo ſicher und exakt, daß es, obwohl ohne Mörtelbewurf und aus den unbehauenen Steinen der Andorraberge unbeholfen zuſammengefügt, dalag wie ein großer Kriſtall. Ein Jahrtauſend Sonne und Wetter hatten mitgearbeitet,

ihm ſeine tiefbraune Plüſchfarbe zu geben. — Eine halbe Stunde weiter das Dorf Prazz, das, ſo winzig es iſt, ſich wie ein Städtlein gebärdet; denn es beſitzt einen kleinen Platz mit drei oder vier einſtöckigen Häuſern, anheimelnd wirkend durch glückliche Gruppierung. In der Mitte ein ſteinerner Brunnen zur Labung für Menſch und Vieh. Nicht fern dieſer Hochburg des Patriziertums der Republik — richtige Höhlenbewohner. Die vielen tiefen Riſſe und Spalten der ſich zur Rechten fortziehenden Felshänge durch „Kunſt“ erweitert, mit Türeingang und Luftloch verſehen und ſo zu einem menſchlichen Wohnſitz umgewandelt! Und Höhle an Höhle, eine lange übervölkerte Zeile, eine Avenue der Armut! — Da und dort ſah ich heiße Quellen von der Dicke eines jungen Birkenſtammes aus dem Geſtein hervorbrechen. Der Führer, der mein Erſtaunen ſah, bedeutete mir, daß es zumeiſt Schwefelquellen wären, und daß zumal Frankreich den Schäfern gar oft Anträge gemacht, ihnen Straßen durchs Land zu ziehen und Bäder zu errichten, wodurch ſie Hunderttauſende verdienen könnten. Nein! Heißes Waſſer! Bauernlogik: Die Weiber mögen die ſchmutzige Wäſche drin reinigen! Nur nichts von außen! Denn nicht allein um Selbſtändigkeit und Freiheit ſind dieſe Schäfer beſorgt, auch um ihre Sittenreinheit, über die ſie mit wahrem Fanatismus wachen. Als ihnen vor Jahren eine reiche Geſellſchaft von draußen den Antrag machte, eine Spielbank in Andorra zu errichten, und dafür Millionen bot, wies der Senat das Anſinnen mit ſtürmiſcher Entrüſtung zurück. — Unantaſtbar iſt auch die Tugend ihrer Frauen. Jedes Mädchen ein Blümchen Rühr-mich-

nicht-an. Vergißt ſie ſich gar mit einem Manne, der nicht der alten Republik angehört, ſo iſt ſie verfemt im Lande und kann ſich nicht mehr ſehen laſſen in den heimiſchen Bergen. —

Nach einem zwölfſtündigen Marſch kam ich vier Uhr nachmittags in Altandorra (Andorra la Vieja), der Hauptſtadt des Freiſtaates, an. Die Metropole iſt um einige, etwas höhere Gebäude reicher als Prazz, dafür aber minder anmutig. Auf dem Platze befindet ſich das Staatsgefängnis — beinahe hätte ich der Staatskäfig geſagt. Denn ungefähr ſo ſieht der niedere Verſchlag mit dem eiſernen Gitter aus. Er iſt übrigens mehr eine Art Warnungszeichen oder Dekorationsſtück; denn ſeit grauen Zeiten, ſo ſagte man mir, ſaß kein Menſch hinter dieſem Gitter.

In der Wirtsſtube mit ihrem Lehmboden und dem mit einem dicken, blauen Schäfermantel verhängten Fenſter war es erquickend kühl. Ich riß von mir, was nur Sitte und Anſtand geſtattet, ließ mich am Brunnen in der Ecke über und über anpumpen und warf mich dann auf die Holzbank am langen Tiſch. Es ging übrigens recht gemütlich zu, in dieſem erſten Hotel des Staates. Während der ſteinalte Wirtpatriarch in Hemdärmeln, die phrygiſche Mütze auf dem Kopf, Speiſen und Wein herbeiſchleppte, ſpazierten die Hühner, Speiſereſte in frechſter Weiſe aufpickend, munter über die „table d'hôte“ und junge Zicklein machten mir parterre die ausgelaſſenſten Clownſprünge vor. — Das Rathaus (Palais) liegt ſeitab der Stadt an einem tollkühn abfallenden Felshang, aus dem es wie herausgewachſen erſcheint. Es iſt ein mauriſcher Bau aus

dem dritten Jahrhundert von verblüffender Originalität. Grau verwittert, zyklopiſch gedrungen, primitiv gefugt, nur mit einem kegelförmigen, unbeholfenen Ecktürmchen aus Stein verſehen, ſteht es da in naiver Schönheit. Man kann ſich denken, wie die Jahrtauſende den Bau gegerbt, gefurcht, gezeichnet, welche Narben und Striemen ſie hineingegraben. Er iſt von einem maleriſchen Reiz ohnegleichen. Dazu: das Geringſte, jeder Riegel, jeder Nagel daran gewinnt durch das hohe Alter ein faſt ehrfurchtsvolles Intereſſe. — Das Altmonument überragt und krönt das ganze, weite, romantiſch zu ſeinen Füßen liegende Tal, und die Ausſicht von hier iſt von ſeltenem Zauber. Das Palais beſteht eigentlich nur aus zwei gleichförmigen, gleichgroßen Räumen übereinander. Der untere iſt der Stall für Maultiere und Eſel der Senatoren, der darüber der Sitzungsſaal. Hier hängen an den Wänden feierlich die dreieckigen Hüte und roten Tuchmäntel der Senatoren. — Ich ſah und ſprach den Präſidenten des Freiſtaates, der juſt aus dem Palais trat, da ich es entzückt betrachtete. Aber ich kann nicht ſagen, daß mir der Mann gefallen hätte. Seine modiſche Kleidung paßte gar nicht in den Rahmen. Ebenſo hatte ſein großartiges Benehmen etwas Stilwidriges. Auch bei der Unterhaltung gewann er nicht: Er begann ſofort von ſeinem Kollegen Felix Faure zu ſprechen, den er in Paris beſucht habe uſw. Ich kehrte zurück nach Hoſpitalet und in beſchleunigtem Tempo ging's wieder nach München.

Es blieben mir noch einige Tage bis zur Eröffnung der Spielzeit. Ich beſchloß, ſie in Aibling zuzubringen,

um Leibl, der ſich vor Jahren hierher von der Welt zurückgezogen hatte, aufzuſuchen. Scheu flüchtete er noch ein paar Meilen ſeitab in die Vorberge der bayeriſchen Alpen nach Kutterling. Hier hauſte, Sommer und Winter, in einem kleinen Bauernhauſe, das er für Jahrzehnte gepachtet, der geniale Maler mit ſeinem unzertrennlichen Freunde, dem Landſchafter Sperl. Ich liebte die große Kunſt Leibls und nicht minder ſein mutiges Herz, mit einer großartigen Handbewegung allen nur entbehrlichen Ballaſt und Wuſt des Lebens zur Seite zu ſchieben und nur ſich ſelbſt zu leben und ſeiner Kunſt. — Ich ſtieg empor auf ſchmalem Steg zu dem Hauſe, das man mir als das ſeine bezeichnete. Ein kleiner, alter Holzbau, braun gebeizt von Sonne und Wetter, ganz freiliegend, umgeben von Obſtbäumen. Ich klopfte an und Leibl öffnete ſelbſt; denn er war ganz allein zu Hauſe. Er war in Hemdärmeln und entſchuldigte ſich wegen ſeines Negligés. Er faßte den Ueberfall freundlich auf als das, was er war, als eine redliche Huldigung, als eine Wallfahrt zu ſeinem Genie. Er wies mir mit ſeinen gewaltigen Händen, die er ſelber wie Zentnergewichte recht unbeholfen wog, Platz an auf einer Holzbank an einem alten, großen Bauerntiſch. Dann ſagte er mir im reinſten Kölniſch: ich möge mich nur einen Augenblick gedulden, er müßte was zur Erquickung herbeiholen. Ich war allein und ſah mich um: das große, getäfelte Bauernzimmer unverändert, wie es früher geweſen, mit der Hühnerſteige am großen Kachelofen, Kruzifix im Erker uſw. Nur ein breites, eiſernes, ganz modernes Bett ſtand an der Wand. Das war alles! Mehr brauchte der Mann nicht, um

zu hauſen; und das Fenſter der Bauernſtube noch um eine Scheibe vergrößert, damit mehr Licht einfallen könne. Mehr brauchte der Maler nicht, um ſeine Meiſterwerke zu ſchaffen. Kann man ſich leicht etwas Ergreifenderes denken?! — Ein paar Büchſen hingen in der Ecke. Wenn Leibl fühlte, daß es heute nicht gehen wolle, wenn ſeine Kunſt es forderte, daß er brach liege, nahm er die Flinte von der Wand und durchbirſchte die Gegend. Iſt das nicht groß?! Heißt das nicht ſich ausleben?! — Die Staffelei ſtand leider leer. Leibl malte gegenwärtig in dem nahen Dörfchen Berbling. Auf einem Arbeitstiſch lag eine prächtige Kohlenzeichnung von ſamtenem Ton, die Leibl mir gegenüber im ſpäteren Geſpräch als mißlungen erklärte und zur Seite ſchob. — Er kam an, die herkuliſchen Hände und Arme, mit denen er wie oft die rebelliſchen Bauern in den Wirtshäuſern, wenn ſie raufen wollten, zu Paaren trieb, förmlich bepackt mit Weinflaſchen und Imbiß. Auch eine Decke hatte er mitgebracht, um ſie über den Tiſch zu breiten. Ich beſchwor ihn, ſich nicht zu bemühen, und, wenn es ihm genehm, bei dem ſchönen Wetter lieber mit mir ins Freie zu treten. Das taten wir denn auch und ſetzten uns auf die Holzbank vor dem Hauſe. Die Flaſche blieb natürlich nicht zurück. „Ein Landsmann vom Rhein“, ſagte Leibl, „auf den ich mir was einbilde“! — Wir ſaßen und plauderten eine Stunde, die mir unvergeßlich bleiben wird. Leibl ſprach viel über die modernſte Richtung in der Malerei und kam auf Uhde zu ſprechen, deſſen großes Können er herzlich rühmte. Als ich mich empfahl, ſah er mir freundlich ins Geſicht und ſagte: „Zeichnen möchte ich

Sie. — Kommen Sie wieder!“ Wie gerne wäre ich der Aufforderung gefolgt, hätte uns nicht der Tod den Herrlichen entriſſen!

Im Jahre 1898 bereiſte ich während der Ferienwochen Skandinavien bis zum Nordkap. Auf der Rückreiſe war ich ſo glücklich, in Chriſtiania Ibſen zu ſprechen. Er war ſehr gütig und ließ es ſich nicht nehmen, mich zu bewirten. „Sie werden gewiß als Münchner bayeriſches Bier lieben, aber das Pilſner iſt hier friſcher.“ Er ließ beides kommen. Ebenſo Rheinwein und Roten uſw. Er erkundigte ſich lebhaft nach den Theaterverhältniſſen Münchens. Ich berichtete eingehend. Der Meiſter ſprach manches über die Schauſpielerei und die Technik dieſer Kunſt. Ich machte die Bemerkung: „Es iſt nicht wahr, daß Ibſen, wie vielfach angenommen wird, ſchwer zu ſpielen ſei, im Gegenteil! Während der Schauſpieler andere Dichter zur Natur zwingen muß, zwingen Sie uns zur Natur. Sie legen uns die Worte ſo zurecht — ſo in den Mund —, Sie machen es uns leicht!“ — „Ja“, lächelte er, „das iſt freilich mein Bemühen ... Wenn es mir nur auch immer gelänge ...!“ Auf meine Frage, ob er ſeine bedächtigen, wenig agilen Landsleute, die Norweger, beſonders begabt für die Schauſpielkunſt halte, antwortete er: „Beſonders begabt für Ihre Kunſt halte ich von den ſkandinaviſchen Völkern nur die Dänen.“ — Mit bewegtem Herzen ſchied ich, — und vier Tage nach der Unterredung mit dem Erlauchten ſpielte ich in München — im „Weißen Röſſel“. — Es ſei mir geſtattet, ein paar Strophen einzuſchalten, die mir am Anfang einer Ferienzeit das erlöſende Gefühl

eingab, dem Kerker der Stadt entſpringen zu dürfen:

Lebt wohl, ihr himmliſchen Soffitten,
Gemalter Hain, gemalte Flur,
Ihr „praktikabeln“ Wälder, Hütten,
Du angeſtrichene Natur!
Du Silbermond aus Stoff und Gaze
Du Leinwandſee,
Ihr Sterne aus Marienglas,
Lebt wohl, ade!

Du Sommertraum aus grauen Flören,
Du wilde Pappendeckelſau,
Kachierte Früchte, Blüten, Beeren,
Du aufgehängte Flur und Au,
Du Felſenblock mit Heu gefüllt
Du Flittergold,
Du Donnerblech, das, wenn es gilt,
Vulkaniſch grollt.

Ihr erbſenrollenden Orkane,
Du Blitz aus Kolophonium,
Du friſch genähte Siegesfahne,
Elektriſches Elyſium,
Du ausgeſtopfte Vogelwelt,
Papierner Schnee,
Du aufgerolltes Aehrenfeld!
Lebt wohl, ich geh!

Mit neuer Kraft dir bald zu leben,
Verlaß ich dich nun, holder Schein;
Oh Freiheit, Freiheit! Wonnebeben
Durchſtrömt die Bruſt, mein ganzes Sein!

Hinaus, hinaus! Oh Licht und Duft!
Oh Himmelszelt!
Hinaus, hinaus! Oh Waldesluft
Und Blütenwelt!

Hier lasse ich mir nicht soufflieren,
Was mich entflammt, erfreut, durchglüht;
Hier darf ich frei extemporieren,
Wie alles, was da lebt und blüht.
Echt, nicht gemacht, sind fern und nah,
Frucht, Blüten, Baum,
Die Menschen selber echt beinah —
Oh Ferientraum!

Ich habe während der vielen Jahre in München nur wenig gastiert. An kleinen Bühnen verleidete mir meist ein wenig entgegenkommendes und vor allen Dingen übermüdetes Personal die Sache. (In Passau z. B. antwortete mir ein älterer Schauspieler auf meine Frage, ob er denn bis morgen die große Rolle wird auswendig lernen können? „Das wohl nicht, aber seien Sie ruhig: ich beherrsche immer die Situation.“) Dazu saloppe, ungenügende Proben — macht zusammen einen künstlerischen Katzenjammer, erkauft mit 150—200 Mark. Viel Freude machte es mir dagegen, wiederholt von Max Grube eingeladen zu werden, in Düsseldorf bei den Rheinischen Goethe-Festspielen mitzumachen. Ich hatte dort Glück, zumal als Harpagon, den ich wiederholt gab. Ganz besonders Perfall in der „Kölnischen Zeitung“ schrieb so sicher über mich, als wäre er ein Gedankenleser. — Einmal bei einem „Mustergastspiel“ in Mainz spielte

ich den Malvolio in „Was Ihr wollt“. Von Münchnern wirkten weiter mit: Häuſſer (Tobias) und die Swoboda (Viola). Es fiel alles gut aus bis auf die — Hotelrechnung unſerer Kollegin! Sie war damals nämlich ſterblich verliebt — (ich ſchreibe dieſe Worte mit ihrer ausdrücklichen Erlaubnis) in den Italiener Fumagalli zur Zeit in München — und lief, ſo wie ſie nur abkommen konnte, — auch bei der Mittagstafel während der verſchiedenen Gänge — zum Telephon, um dem Geliebten Grüße zu ſenden. Nun kam die „Nota“. Die Häuſſers und die meine waren beſcheiden. Aber die der Swoboda! Das Telephonieren war damals noch teuer! Und Beſprechungen wie: „Liebſt Du mich noch, mein Abgott?“ — „Dein übers Grab, mein Augenlicht.“ — „Wirſt Du mir treu bleiben, Liebling?“ — „Kehre zurück in meine Arme, Erlöſerin!“ — koſteten Geld! Arme Kollegin! Wie übergroß wurden Deine Augen —: ſtatt zwanzig wie wir — Fumagalli, du warſt teuer erkauft! —, ſechzig Reichsmark!

Lange Zeit wohnte ich in einem kleinen, alten Häuschen der Königinſtraße, draußen, wo ſie ſchon mit der Vorſtadt Schwabing zuſammenfließt. Es lag phantaſtiſch mitten in Gärten, die in Unkraut ſchoſſen. Beſitzerinnen waren zwei alte Jungfern; die jüngere davon kurzbeinig und kugelrund, einem gedrungenen, feiſten Kapuziner frappant ähnlich; die viel ältere dagegen hatte etwas von einem länglichen Jeſuiten, was, wenn ſie nebeneinander ſtanden, ein fideles Genrebild gab. Die Jeſuitin hatte vor Jahren eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem mitgemacht, was ſie jedem mit ihrem

ihr zur Natur gewordenen blau-frommen Augenaufschlag als erstes erzählte, weil sie sich dadurch wie geadelt glaubte. Während der Kapuziner das Haus zu versorgen hatte, ging die andere Tag für Tag ihrem Sport nach; darin bestehend, wo es nur in der Umgebung (Ramersdorf, Mooſach, Laim usw.) Ablaß gab oder ein „Amt", eine Prozession, ein Begräbnis, mit Gebetbuch, Rosenkranz, hartgesottenen Eiern im Ridikül, hinzuwallfahrten. Einmal im Jahre fiel es ihr außerdem zu, die Ziege zum Bock zu führen: mit der Rechten das Tier am Stricke ziehend, in der Linken das große Liederbuch, so ging es dahin zum gesegneten Werk. Außer den beiden Frauen und der gehörnten Nährmutter besaß das Haus noch als Insassen einen großen, weißen Kater und mich. Der erstere, wenn er nachts die weiten Gärten Schwabings durchlumpt hatte, wartete des Morgens Tag für Tag, bis die in ihn verliebte Wirtschafterin des Hauses in den Stallverschlag zum Melken ging, steckte sodann als erster seinen dicken Kopf in den Milchtopf und soff, bis er satt war; den Rest überließ er dann seinen gottesfürchtigen Herrinnen. Das waren wahrhaft paradiesische Zustände für mich! Nur ein Nachteil machte sich mehr und mehr geltend: für meine Bilder- und Skizzensammlung, die wuchs und wuchs, wurde das kleine Haus zu eng. Im Gang, ja in der Küche, mußten Meisterwerke von Leibl, Keller, Trübner, Slevogt, Uhde, Zügel usw. aufgehängt werden. Was tun? Ich entschloß mich kurz und schenkte die Sammlung (über dreihundert Werke, die zumal das Schaffen der Münchner Maler aus der zweiten Hälfte des vorigen

Jahrhunderts charakterisiert) meinen Kollegen für das „Schauspielermuseum“ („Ziegler-Stiftung“), dem mein junger Kollege Schwannecke durch Geist, Temperament und warmes Interesse Gestalt und Ausbau gibt. Man hat mich damals wegen meines „humanen Sinnes“ ziemlich überschätzt. Denn ich glaube wirklich, daß ich die Schenkung nie gemacht hätte, wenn ich in der Lage gewesen wäre, mir eine große Wohnung zu nehmen, um die Schätze würdig unterzubringen. Jetzt, da sie im Museum in drei Sälen gutes Licht haben, besitze ich sie, wenn mich das Herz ab und zu hintreibt, eigentlich mehr als früher! Die Schenkung hatte übrigens eine verblüffende Wirkung: ich wurde von allen Ecken und Enden angepumpt! Denn, wer derartiges wegschenkt, reflektierte man, muß nicht nur außerordentlich dumm sein, sondern wahnsinnig reich. Das erstere vermochte ich nicht abzuleugnen, erklärte dagegen wahrheitsgemäß, daß das Geringe, das ich hatte, eben in den Bildern stak. Umsonst! Die Tierquälerei nahm erschreckend überhand. Als ein Mensch, der ein Herz im Leibe hat, erhebe ich darum hier meine warnende Stimme für Leute, die Schenkungen machen wollen!

Nach Possart wurde Baron von Speidel Generalintendant. Er war Oberst und eine glänzende militärische Laufbahn stand ihm offen; er opferte sie für das Regiment im Theater, das er herzlich liebte. Bei seiner Antrittsrede sagte er: „Da heißt es, sich tüchtig einarbeiten.“ Das war ihm gelungen: Er wurde ein ausgezeichneter Bühnenleiter. Die Vorstellungen für die Gewerkschaften, um nur eines herauszugreifen, so zu fördern, daß sie dem Arbeiter und kleinen Mann in